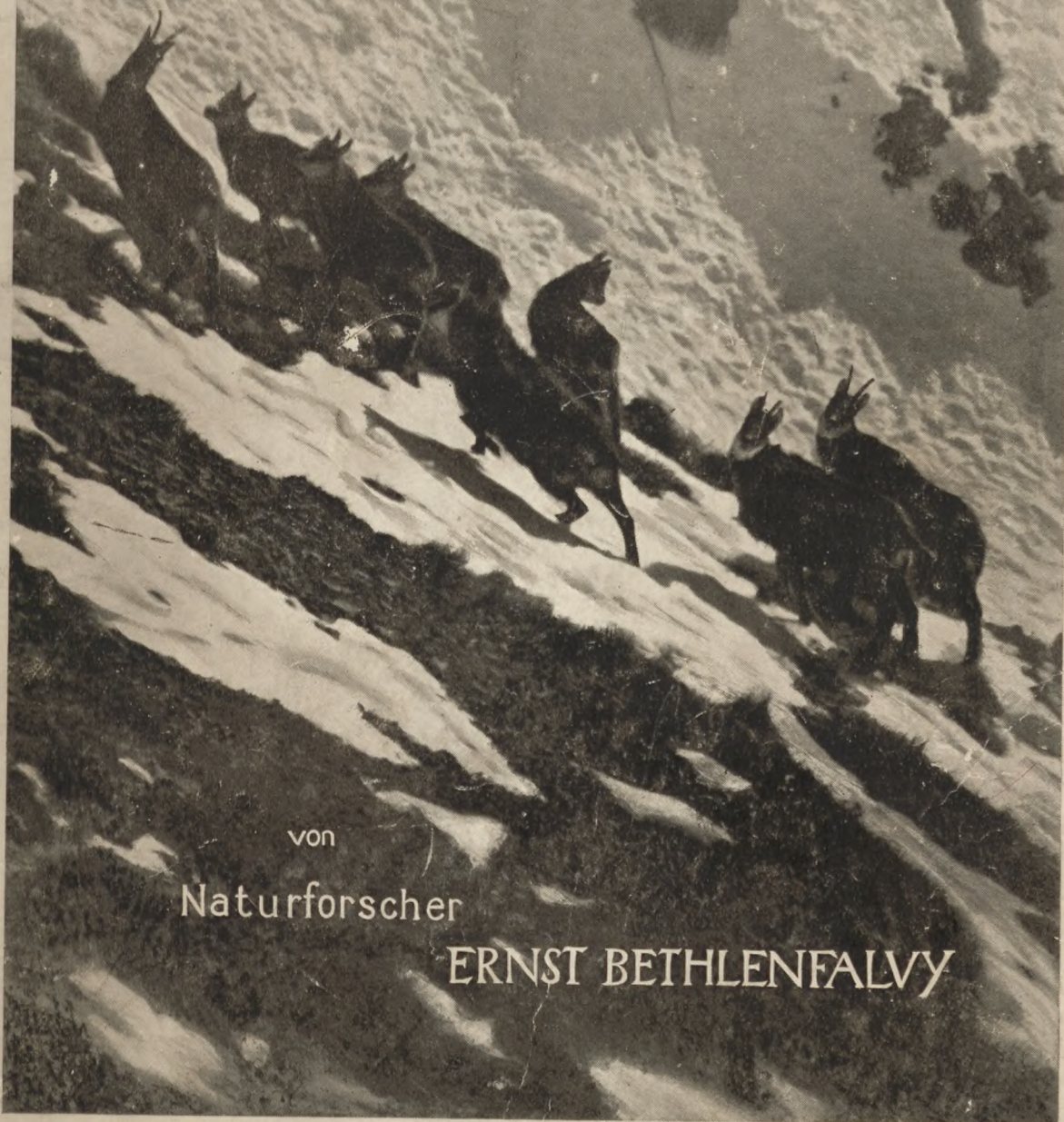


159828

DIE TIERWELT DER HOHEN TATRA



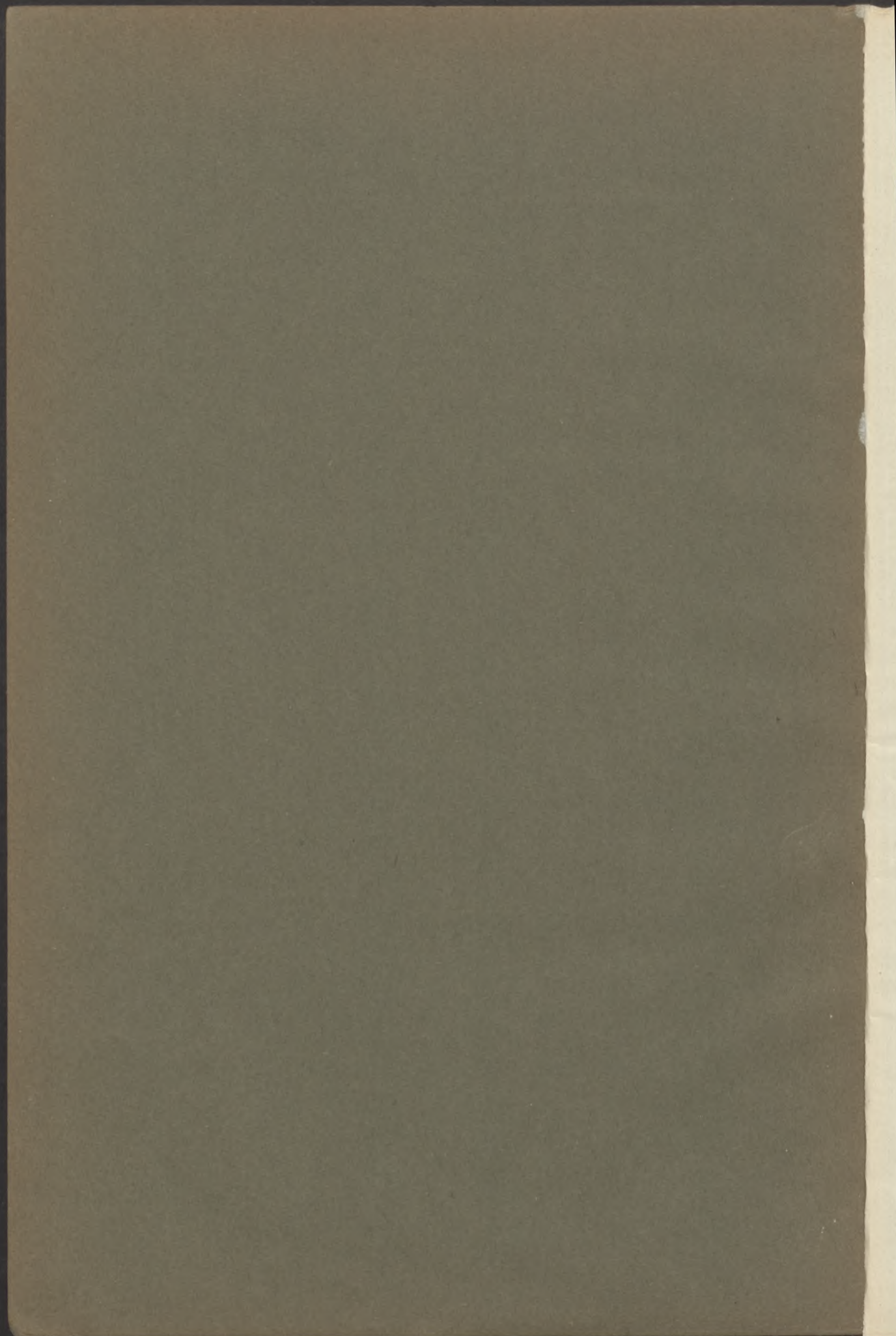
von

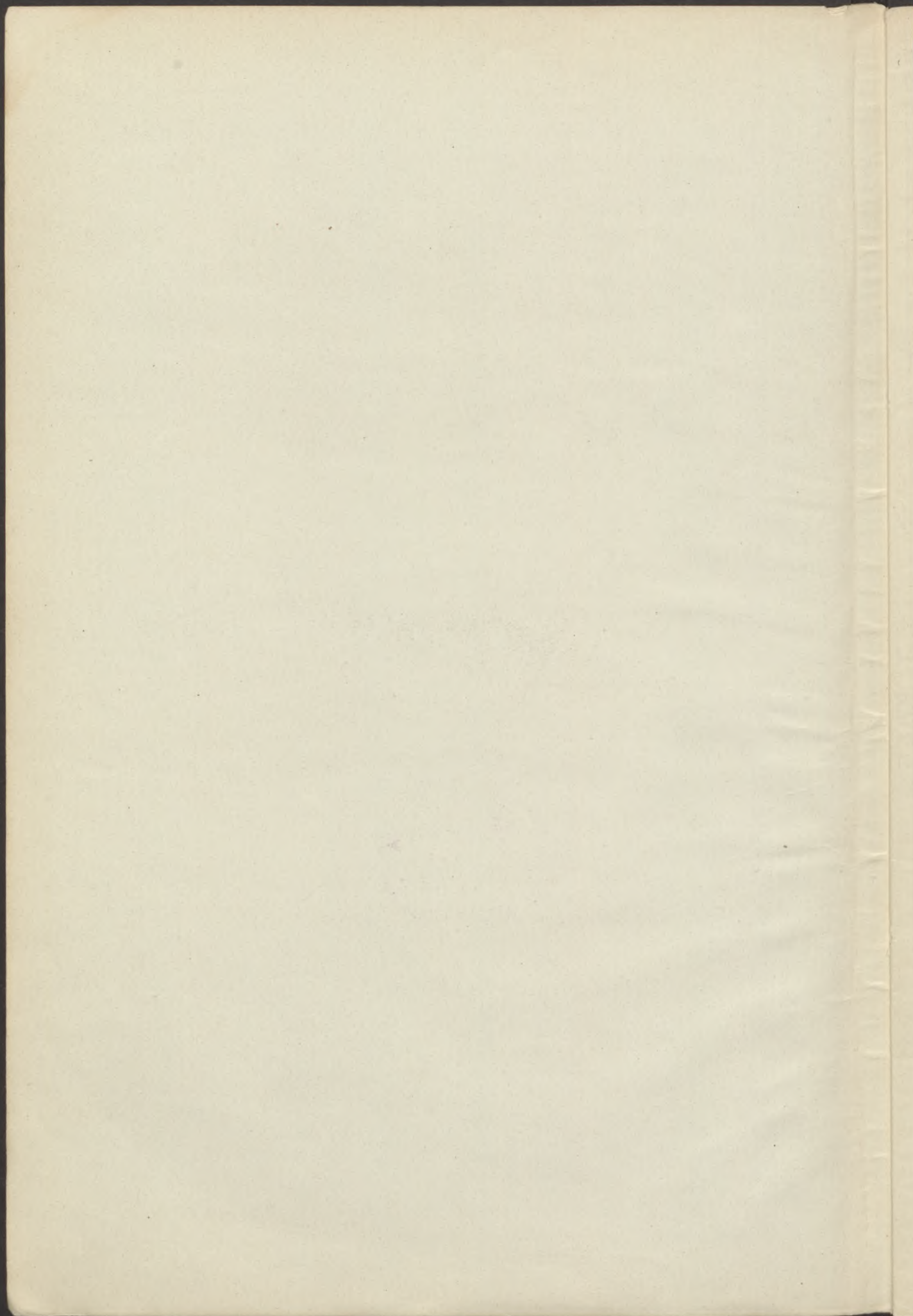
Naturforscher

ERNST BETHLENFALVY









DIE TIERWELT DER HOHEN TATRA

TIERBIOLOGISCHE STUDIEN AUS FREIER WILDBAHN

VON

ERNST BETHLENFALVY



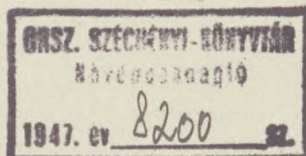
1937

DRUCK VON EDMUND SCHUSTEK SPIŠSKÉ PODHRADIE
(KIRCHDRAUF - ŽĎPS)

ORSTÄGGS KASZINO
P. 4. 80

COPYRIGHT 1937 BY ERNST BETHLENFALVY
ALLE RECHTE VORBEHALTEN
NACHDRUCK VERBOTEN

159828



ERSTES DRUCK

EINTEILUNG

In der Jagdfauna der Hohen Tatra finden wir:

URWILD, welches das Felsengebiet nie verläßt:

1. Gemse. 2. Murmeltier.

STANDWILD, welches Sommer und Winter in der Waldzone verbringt:

3. Bären. 4. Reh. 5. Fuchs. 6. Dachs. 7. Hase. 8. Fischotter.
9. Edelmarder. 10. Eichhörnchen. 11. Wildhühner. 12. Uhu.
13. Habicht.

WECHSELWILD, welches Wanderungen unternimmt, daher nicht ständig da ist:

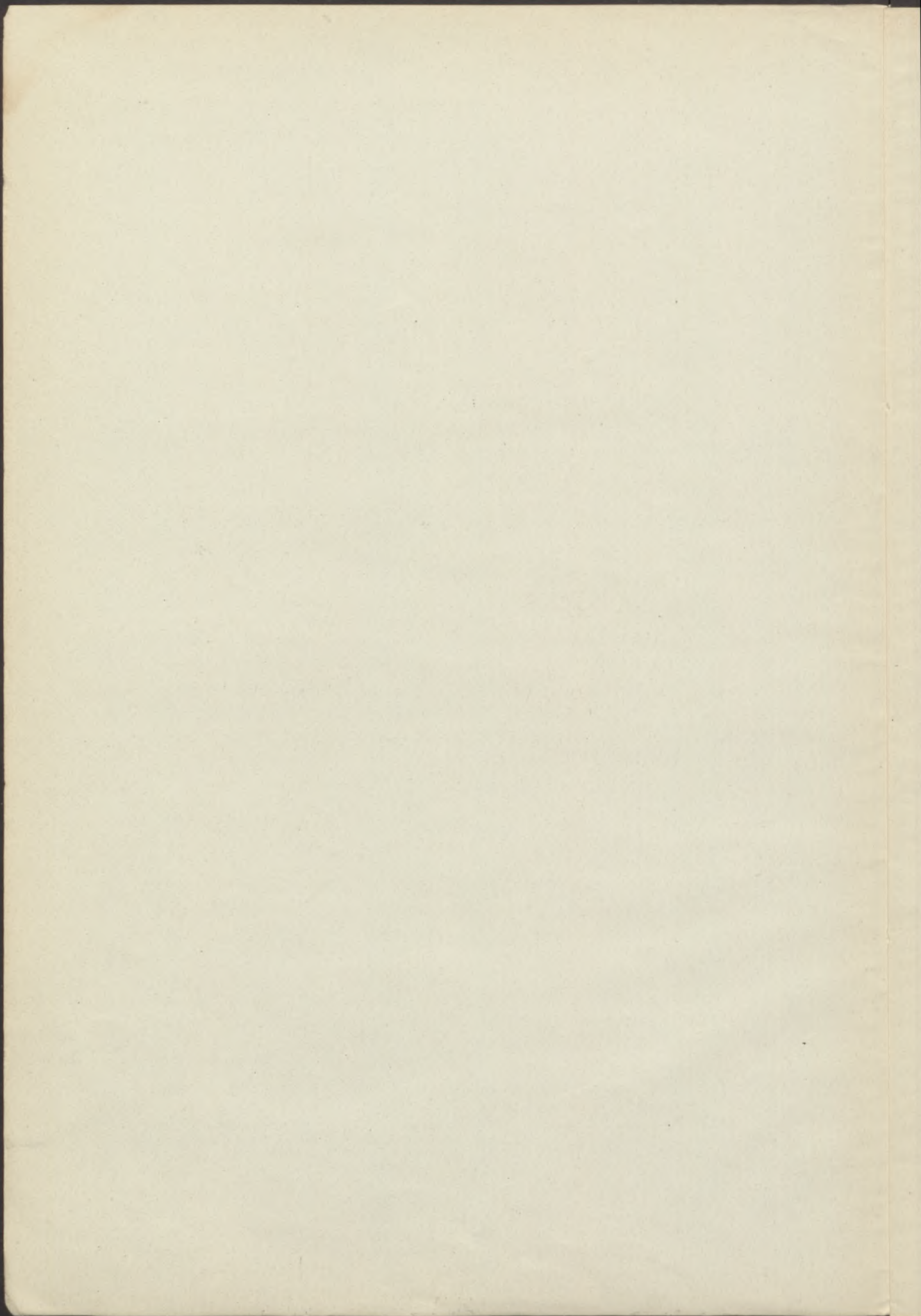
14. Luchs. 15. Wolf. 16. Wildkatze. 17. Schwarzwild. 18. Adler.
19. Wildtauben. 20. Waldschnepfe. 21. Schwimmvögel und

EINGEFÜHRTES WILD:

22. Rotwild. 23. Steinwild. 24. Wisent.

Schlusswort.





VORWORT

An einem trüben regnerischen Märzabend des Jahres 1916 brachte es der Zufall auf der russischen Front, dass bei einer Umgruppierung die Offiziere dreier verschiedenen Eskadronen in einem verlassenen Herrenhause einer kleinen Wolhynischen Ortschaft gelegentlich des Abendessens beisammen sassen.

Es waren Husaren und Ulanen, der Nationalität nach aber Deutsche, Ungarn und Polen aus den verschiedensten Gegenden der alten Monarchie.

Das Schicksal würfelte diesmal lauter Jäger zusammen, die gleich nach dem einfachen Nachtmale alle Leiden des Krieges zu vergessen schienen und Jeder in größter Begeisterung über die Schönheiten seiner heimatlichen Jagdverhältnisse zu erzählen begann.

Es entstand eine sehr lebhafte Wechselrede über Rehgehörne, Hasenstand, Fasanenzucht, Wasserwild, Brunft und Balz! Jeder wollte in seiner Jagdart und seinem Wildstande die höchsten Reize der Jagd finden und bestätigen.

Ich schwieg lange, während mir die prächtigen trauten Jagdgelände vor mein geistiges Auge traten und so manches unvergeßliche Weidmannsheil aus den lieben heimatlichen Bergen, der herrlichen Tatra, in lebhafte Erinnerung brachten.

Nur als ich gefragt wurde: »Was gibt's denn bei dir Kamerad?« ich aber mit den Worte »Alles« antwortete, ja »Alles von der Wachtel bis zum Wisent!«, war ich im Nu in den Vordergrund geraten.

Alle Leidensgefährten verstummten! Verstummten, wie alle Beihirsche bei der Brunft, wenn der Schrei des Platzhirsches ertönt, den das vielfache Echo der Felswände in seiner majestätischen Wirkung verstärkt.

Es wurden mir unzählige Fragen gestellt, ich mußte über jede Wildart genaue Auskunft geben, welche meine Zuhörer in so große Verwunderung brachte, daß mir alle versprachen im Falle wir das Ende des Krieges erleben, mich und die Hohe Tatra zu besuchen.

Leider sind die meisten meiner damaligen Tischgesellschaft all zu früh in die jenseitigen Jagdgründe hinüber gewechselt, den Überlebenden aber dürfen die »Nachkriegszeiten« unser einstiges Gespräch längst aus dem Gedächtnisse gefegt haben.

Die auffallend große Wirkung meiner damaligen Erzählung über die »Jagdfauna der Hohen Tatra« veranlassen mich jetzt, nach vielen Jahren, in diesem kleinen Werke das zu veröffentlichen, was mir Göttin Dianna ins Ohr flüsterte in den vielen schönen Stunden die ich im tiefsten Waldgrunde und in der wildromantischen Felsenregion, »Ihrer Stimme« lauschend, verbrachte.

Meine Abhandlungen über die einzelnen in der Hohen Tatra vorkommenden Wildarten haben nicht nur für den Jäger oder Turisten, sondern für jeden Naturfreund, hauptsächlich aber für den Biologen, Zoologen und

Ornithologen eine besondere Bedeutung, da viele ganz neue, in noch keinem naturwissenschaftlichen Fachwerke vorhandenen Naturforscherbeobachtungen, zur Veröffentlichung gelangen.

Hauptsächlich will ich die Aufmerksamkeit auf die unzähligen Fehler der Naturgeschichte, Forst- und Jagdliteratur lenken, die im wesentlichen Schuld tragend sind an der noch immer so mangelhaften und falschen Schon- und Schusszeiteinteilung unserer Jagdgesetze, aus denen die Übelstände erwachsen, welche immer mehr und mehr die Existenz einzelner Wildarten bedrohen, ja sogar manche schon der vollständigen Vertilgung preisgegeben haben.

Der Zweck meiner Zeilen ist, ein Schärflin dazu beizutragen, die Lebewesen der Hohen Tatra, welche uns die gütige Mutter Natur gegeben und durch so viele Jahrtausende ohne jede menschliche Hilfe zu erhalten und zu beschützen gewußt hatte, auch noch der Zukunft zu bewahren.

Der Bär, der Wolf, der Luchs und Steinadler haben hier Jahrtausende gehaust, ohne dem Gesamtwildstande Abbruch zu tun, die eine oder andere Tierart auszurotten! Auch haben die abnormalen Witterungsverhältnisse die sich unzählige Male in Form von Gewittern, Wolkenbrüchen, Schneestürmen, Hagel, Lawinen und Sonnenbrand geäußert haben, den Wildstand nur mit Verwüstung gedroht, diese aber nie durchgeführt, da der unsichtbare »Geist der Berge« immer in rechtzeitigem Momente seine schützende Hand rettend auszustrecken wußte.

Huncovce (Hunsdorf bei Kesmark) 1933.

Ernst Bethlenfalvy.

1. DIE GEMSE.

Dort, wo sich die Felsenwände in ihrer bezaubernden Grossartigkeit, in schaurig schöner Friedhofsstille wie Grabsteine der versunkenen Jahrtausende zum Himmel emporheben, dort, wo die Vegetation nur schon ihre letzten Wunder zur Geltung bringt, lebt seit der Eiszeit von seinen Artgenossen auf hunderte Kilometer entfernt, wie auf einer Insel isoliert, die einzige Antilopenart Europas: die Gemse.

Die Eigentümlichkeiten ihrer Lebensart, die durch Naturgesetze bestimmte Gebundenheit an ihre enge Heimat, die sie von der Geburt bis zum Tode nie verlässt und seit so vielen Jahrtausenden nie verlassen hat, machen ihre Naturgeschichte zu ein höchstinteressantes Studium.

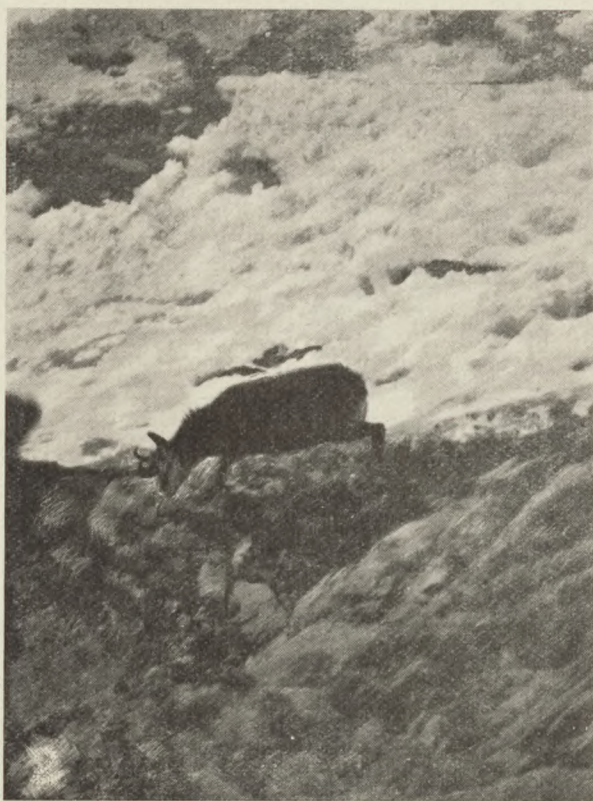
Während die Gemen der Alpen und Siebenbürgens mit Vorliebe jahrausjahrein die oberen Waldgürtel bewohnen und als »Hochwaldtiere« bezeichnet werden, die beim Eintritt schlechten Wetters, ferner im Winter immer mehr in die Waldregionen herabsteigen und nur im Sommer und Herbst bei schöner Witterung den Höhen zustreben, sind die Tatragemsen »Grattiere« im vollstem Sinne des Wortes, die sich das ganze Jahr hindurch ober dem sich zwischen Fels- und Waldregionen ausbreitenden Krummholzgürtel aufhalten, wo sie je nach Witterungsverhältnissen und der Tageszeit, die Nord- oder Südseite der Felsenwände zu ihrem Aufenthalte wählen. Die Tatragemsen finden wir nur dann ausnahmsweise im Hochwalde, wenn sie durch plötzliches



Der Wind als »Gemenfütterer« fegt den Schnee von den Matten in die Schluchten
Foto Prof. Alfred Grosz

Unwetter überrascht, nicht mehr die gegen Schneestürme schützenden Felsnischen erreichen können.

Den ganzen, meist 7–8 Monate lang dauernden Winter verbringen sie auf den vom Winde abgewehten Orten, auf den Rasenmatten ihr Winterfutter herausschlagend, oder auf den von der Sonne abgetauten Stellen, denn »Sonne« und »Sturm« sind die Gehilfen der Natur, die die Winterfütterung der Gemen seit so vielen Jahrtausenden auf das genaueste besorgen! Es soll daher auch nie jemand versuchen, die Gemen künstlich füttern zu wollen. So gut, wie »Mutter Natur«, wird es so wie so niemand durchzuführen im Stande sein und die unnütze Störung der Gemen in ihren Winterquartieren könnte aber dem Bestand zum Verhängnis werden.



Die Sonne als »Gemenfütterer« taut auch im Jänner Futterplätze auf

Foto Ing. J. Bethlenfalvy

Bei grobem Wetter suchen die Gemen in Felsnischen und Höhlen Einstand, wo sie eng aneinander gedrängt, sich gegenseitig wärmend, manchmal auch 8–10 Tage, ja selbst noch länger, jede unnütze Bewegung vermeidend und dadurch mit dem im Sommer und Herbst angesammelten Feiste am Stoffwechsel sparend, die Besserung des schlechten Wetters ruhig abwarten.

Ein derartiger Hauptzufluchtsort, wo sich viele Gemenrudel vereinigen, ist die »Gemshöhle« in den hinteren Fleischbänken der Belaer Kalkalpen, die im Sommer ein Tunnel bildet, dessen nördliche Öffnung im Winter aber ganz zugeweht wird und so einen gegen Süden offenen, geschützten Raum bildet, der

über 100 Gemen beherbergen kann. Die dort aus jahrhunderte alter Gemenlösung bestehende metertiefe »Guannoschicht« beweist, wie stark diese Höhle durch Gemen als Unterkunft benützt wird.

Die Schneefelder müssen von den Gemenrudeln auch auf der Nahrungssuche passiert werden, wozu festgetretene Steige geschaffen werden, auf denen das Rudel unter sicherer Führung der ältesten Geiss, der Leitgeiss, immer in



Gemsenhöhle in den Belaer Kalkalpen

Foto Ing. J. Bethlenfalvy

»Gänsemarsch« ziehend, von einer zur anderen abgewehrten Gratkette wandert. Diese Genswechsel werden womöglich den ganzen Winter hindurch benützt und eingehalten.

Der Stand der Gens war in der Tatra immer ein bedeutender und scheint sich seit Jahrhunderten wenig geändert zu haben, und muss nach der Beschreibung des »Ungarischer oder Dazianischer Simplissimus« vom Jahre 1640, das sind fast 300 Jahre, ein sehr grosser gewesen sein; denn es sind damals mit ganz primitiven Feuersteingewehren auch schon Gens erlegt worden, wobei Zielen und Treffen scheinbar gar keine Rolle spielte. Es wurde nur auf Rudel (und nicht auf einzelne Stücke) geschossen, wobei die Hauptsache gewesen zu sein schien, das Rudel auf steiler Felswand so zu erschrecken, daß einige ausglitten, in die Tiefe stürzten und sich erschlugen. Die dies vermutenden Stellen der Beschreibung lauten:



Sicherndes Gensrudel Foto Ing. J. Bethlenfalvy.



»Der Wegweiser schoss ein Rohr ab und sagte: Ihr Pursch wann er 2 Lieder gesungen, so höret auf und wenn wir eine Stund hinum kommen, so wollen wir tapfher auf Jägerisch schreyen und schießen, vielleicht stürzt eine oder andre Gambs von hier und bleibt im Grund, wo wir bis 3 oder 4 Uhr seyen wollen, so Gott will, da dann jetziger Zeit die Gams-Kugeln am besten und wohl ein Reidstaler und mehr werth sind, um 4 Uhr kamen wir in einen Schnee-Grund, da sprach der Mann, hier müssen wir Gamsen suchen, unmöglich ists, daß net eine solt geblieben sein, nach einer halben Stund suchend fanden wir eine, der zogen wir geschwind die Haut ab und der Mann schnitt ihr geschwind 2 Gamsen-Kugeln aus den Magen, die er auf einen Reidstaler Schätzte, er wollte mehr suchen, wir wollten aber nit, da es tief zu waten war im Schnee...«

Dass mit derartiger Jagdart Gamsen erlegt werden konnten ist der beste Beweis, dass früher (vor der radikalen Raubzeugvertilgung) der Gamsstand ein grösserer gewesen sein muss, als heute und widerlegt die irrige Ansicht der gesamten Fahliteratur, die einstimmig das Raubwild als »Feinde der Gamsen« bezeichnet.



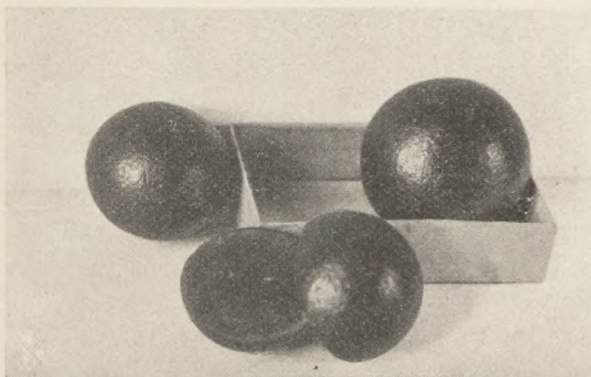
Ziehendes Gamsrudel. Schneeverwehte Orte werden in Gänsemarsch unter Führung einer alten Leitgeiss passiert
Fote Ing. J. Bethlenfalvy

»Gamskugeln«, auch »Bezoarstein« genannt (Aegagrophilae), spielten in der alten Heilkunde und im Aberglauben eine sehr grosse Rolle, sind den heutigen Jägern aber kaum mehr bekannt!

Es sind schwarz=grün glänzende, von den sehr feinen, unverdauten Fasern der Alpenkräuter stammende Gebilde, die einen Durchmesser von 27–32 mm haben und im ausgetrocknetem Zustande ein Gewicht von je 12 gr aufweisen.

Solange die Natur ohne der verwirrenden Eingriffe der Menschen in so harmonischer und vollendeter Weise alles selbst regelte und der Bär, Luchs,

Fuchs und Steinadler die genauesten, von der Natur bestimmten Sanitätsdienste versahen, indem jedes altersschwache, kranke oder zur Degeneration neigende Stück gerissen oder geschlagen wurde, brauchte man bei den Tatragemsen keinerlei Seuchengefahr zu befürchten! Eine Seuche ist in der Tatra noch nie vorgekommen, weil dies noch bis heute die Sanitätsgehilfen der Natur verteilen.



Gemschugeln (*Aegagrophilae*) aus dem Magen eines 8-jährigen Bockes

Foto Ing. J. Bethienfalvy

Ganz anders verhält sich die Sache in den Alpenländern, wo »die unsinnige Raubzeugvertilgung« 50 Jahre früher durchgeführt wurde. Grashey schreibt 1894 folgendes:

»Man sollte nicht glauben, daß ein so rauhes, widerstandsfähiges Tier wie die Gemse, das in der herrlichen Gebirgsnatur lebt, auch verschiedenen Krankheiten ausgesetzt sein kann. Eine der gefährlichsten Krankheitserscheinungen ist der »Milzbrand«. Diese Krankheit nimmt einen sehr raschen Verlauf und kann zum Ruin ganzer Bestände führen, besonders in Lagen, in denen der Gamsbestand ein bedeutender ist. Man steht dieser Krankheitsform machtlos gegenüber; die einzige Maßregel zur Verhütung und Weiterverbreitung ist der rücksichtslose Abschluß aller verdächtigen Stücke, welche dann sofort zu vernichten sind, daß sie die Ansteckungskeime auf andere Stücke nicht übertragen können. Ebenso verhält es sich mit der öfter erscheinenden Räude; dieselbe ist für die befallenen Stücke eine schauerhafte Krankheit und breitet sich sehr rasch über ganze Rudel aus. Im Laufe der letzten Jahre trat in verschiedenen Bergdistrikten Österreichs die »Gamsräude« in großer Ausdehnung auf. Da dieselbe von Rudel zu Rudel, von Berg zu Berg verschleppt wurde, richtete sie unter den Gamsbeständen große Verheerungen an. Die Mittel, mit welchen man der Krankheit entgegenzutreten kann, sind sehr gering, meist nur passive und darum endet die Epidemie gewöhnlich erst mit der Vernichtung der befallenen Bestände. Man nimmt an, daß die Räude meist durch die in den Bergen weidende Schafe eingeschleppt und auf die Gamsen übertragen wird. Das Schwierigste bei der Sache ist, daß die Infektion lange Zeit nicht bemerkt wird, und kommt man nach mehreren Jahren dahinter, hat sie solche Ausdehnungen schon angenommen, daß nach Umständen der ganze Wildstand eines Berges oder Reviers, der Vernichtung preisgegeben ist. Die Mittel zur Verhütung und Bekämpfung der Weiterverbreitung sind, wie erwähnt, sehr gering. Es wäre ein Hauptpunkt, die befallenen Rudel und ihre Standorte zu isolieren, das Überwechseln in andere Distrikte und die Verschleppung zu verhüten. Das kann erreicht werden, wenn man in verseuchten Bergen oder Revierteilen alle Treibjagden einstellt, um die Gamsen nicht nach anderen Distrikten zu versprengen und mit gesunden Rudel in Verbindung zu bringen. Im Seuchenherde, besonders aber an dessen Peripherien, müssen alle Salzlecken oder sonstige Fütterungsvorkehrungen, radikal vernichtet werden, denn die kranken Stücke, welche die Lecken annehmen, lassen die Krankheitskeime dort zurück und andere gesunde, zutretende Stücke werden angesteckt. Auch die »Lungenwurmseuche« (*pseudotuberculosis ovis pulmonalis*) ist für die Gamsbestände eine verheerende Krankheit, von der in neuer Zeit

öfter Gegenden heimgesucht werden. Die herzogl. Koburgischen Reviere in der Partisau am Adhsensee leiden schon seit dem Jahre 1895 unter dieser Geisel, man schätzt die

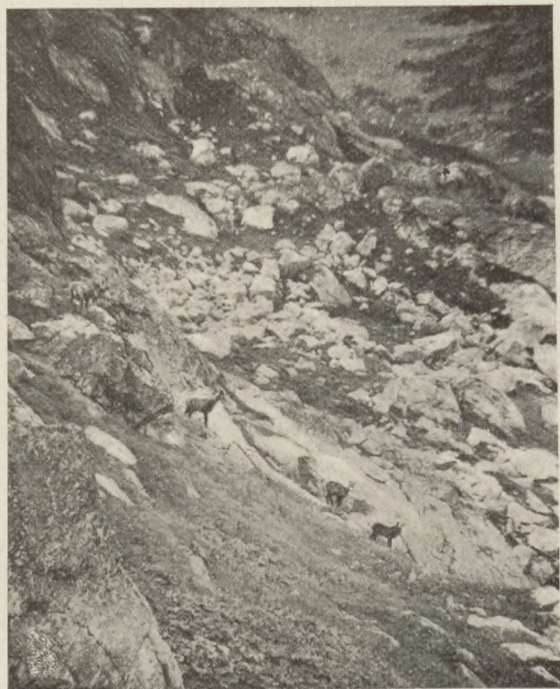


An Gehirnblasenwurm (*Taenia coenurus*) erkrankter Gemsbock
Foto Dr. Szabó

dortigen konstatierten Verluste auf mehr als 600 Stück Gamsen, während jedenfalls eine große Zahl eingegangener Stücke nicht aufgefunden wurde. Eine weitere, zwar nicht kontagiöse und epidemische Krankheit der Gamsen zeigt sich öfter bei einzelnen Stücken, es ist dies die »Drehkrankheit« — sie wird nicht selten beobachtet. Sie entsteht, wie auch bei zahmen Vieh, durch Vorhanden sein von Blasen- oder Drehwürmern im Gehirn. Dieser Krankheit steht der Jäger machtlos gegenüber.«

Da diese angeführten, dem Gamsbestande der Alpen mit der Verwüstung drohenden Krankheiten erst seit dem Verschwinden des Raubwildes aufgetreten sind und früher, solange noch der Bär, Luchs, Fuchs, Geier und Steinadler zur Alpenfauna gehörten, — nie beobachtet worden sind, bezeugen alle klar und deutlich, dass nicht das Raubzeug, — sondern nur der »Homo sapiens« als Feind der Gamsen angesehen werden darf.

Bei den Tatragsen ist bis nun als seltene, in ganz vereinzelter Fällen vorkommende Krankheit, die »Drehkrankheit« festgestellt worden, die der Gehirnblasenwurm (*Taenia coenurus*. Sieb.) verursacht, indem die Eier des im Darm von Schäferhunden schmarotzenden Bandwurms mit der Hundelosung auf die Weidegräser der Äsungsplätze gebracht werden, wo sie mitunter von Gamsen aufge-



Mimikrismus der Gamsen Foto Ing. J. Bethlenfalvy

nommen und durch den Magen wandernd, ins Gehirn gelangen. Die auf diese Weise erkrankten Stücke zeigen einen unsicheren, schwankenden Gang, sondern sich vom Rudel ab, streben immer in die tieferen Regionen, wo sie, wenn nicht unterdessen vom Raubwilde gerissen oder geschlagen, auch bis an die untere Lisiere der Wälder gelangen, um schliesslich einzugehen. Alle bis jetzt in den unteren Waldrevieren geschossenen oder eingefangenen Gamsen waren derart erkrankte Exemplare!

Der Sommerhaarwechsel der Tatra-gamsen vollzieht sich im April-Mai, indem die dunklen Winterhaare ausfallen und durch die gelblich-fahlbraunen, viel kürzeren Sommerhaare ersetzt werden, welche eine ausgezeichnete »Schutzfärbung« im Geröllfelde bilden.

Der Winterhaarwechsel findet im Oktober-November statt. Ende November prangt, hauptsächlich der Bock, im schwarzbraunen Hochzeitsgewand.



Halbjähriges Gamskitz erreicht mehr als die Hälfte des Erwachsenen an Körpergrösse

Foto Ing. J. Bethlenfalvy



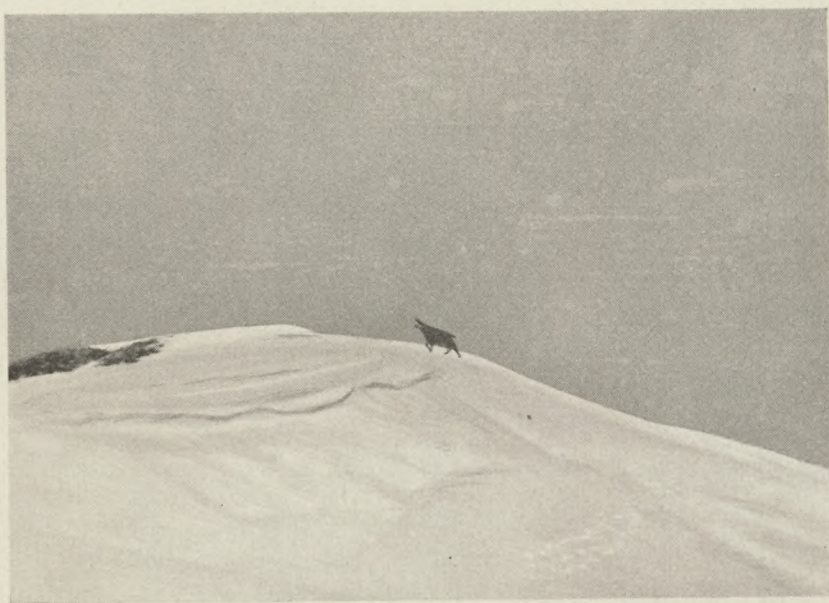
Seltene Abnormität einer Gamskrücke aus dem Jagdschloss Javorina

Foto Karl Kummer

Warum die Natur während den Winter für keine Schutzfärbung sorgt und vielmehr den Gams auf schimmernd weissem Schneefelde Meilen weit sichtbar erscheinen lässt, hat seine höchst wichtige biologische Bedeutung! Wenn wir in die tiefen Geheimnisse der herrlichen Schöpfungswunder hereinklicken, sehen wir, dass die Natur die Gamsen der Tatra während des Winters mit einem für jedes Geschöpf unpassierbaren Schutzwall einfriedet, indem sie den zwischen Felsen- und Waldregion sich erstreckenden, mit Pulverschnee verschlagenen Krummholzgürtel errichtet hat, welche die Feinde der Gamsen im Winter fern hält (an Skiläufer dachte

die Natur nicht!) und somit die »Schutzfärbung« überflüssig macht! Damit aber auch die Strahlen der Wintersonne, deren Absorption wegen der dünnen Luft in den höheren Regionen eine sehr geringe ist, auch in der kalten Jahreszeit die Gamsen erwärmen könne, spielt die dunkle Farbe der Körperbehaarung für die Wintermonate eine höchst wichtige Rolle.

Die grösste Wichtigkeit bildet aber die schwarze Farbe der Winterbehaarung für das Frühjahr, indem sie die Arbeit den Sanitätsgehilfen der Natur (Bär, Fuchs, Adler, Uhu) um vieles erleichtert, da die aus dem weissen Schnee herausragende schwarzen Haarbüschel der »Gamskadaver« viel leichter bemerkbar sind! In jeder Brunfperiode töten sich nämlich einige Rivalen, jeden Winter gehen einige altersschwache, erkrankte oder angeschossene Stücke ein, auch verunglücken einige durch Absturz oder Steinschlag, die dann aus ihrem Schneeegrabe bei der Frühjahrsschmelze zum Vorschein gelangen und je eher aus der Welt geschafft werden müssen, bevor eine Verwesung durch die wärmere Witterung eintritt, die den Grundstein der Seuchengefahr bildet und den ganzen gesunden Bestand bedrohen kann!



Alter Latschenbock auf Brautschau

Foto Frau Eva Kummer

Die Setzzeit der Tatragsen fällt nach einer Tragzeit von 27 Wochen in den Monat Mai. Gewöhnlich setzt die Geiss nur ein Kitz, Zwillinge gehören zu den Seltenheiten. Wenn man ein Muttertier mit zwei Kitzen sieht, so ist meistens das eine ein von einer verunglückten Mutter stammendes, verwaistes Stück, welches von der nächstbesten Geiss sofort mit grösster Liebe angenommen und wie ihr eigenes behandelt wird, denn die Mutterliebe ist bei diesen Ur-geschöpfen der Wildnis ganz hervorragend ausgebildet! Die Jungen werden

mit grösster Sorgfalt behütet cirka ein halbes Jahr hindurch gesäugt und schon von ihren ersten Lebenstagen an in allen Springübungen und Kletterkünsten unterrichtet. Es ist ein herrliches, sich in unsere Herzen auf ewig verankerndes Bild, das Leben und Treiben der allerliebsten drolligen Geschöpfe in ihrer Umgebung belauschen zu können!

Bei der sorgfältigen Pflege, so wie dem grossen Milchreichtum des Muttertieres, bei der prächtigen Äsung, die ausschliesslich von den in höchsten Felsregionen wachsenden, hochnährwertigen Alpengräsern besteht, ist das Wachstum der Jungen im ersten Halbjahre ihres Lebens ein sehr rasches, da das sechs Monate alte Kitz fast zweidrittel der Körpergrösse der ausgewachsenen Stückerreicht. Dann aber tritt eine Stagnation ein, welche der langdauernde Winter verursacht, denn die Gemsen sind erst im Alter von zweieinhalb Jahren ausgewachsen und fortpflanzungsfähig, so, dass die Gemsgeiss erst in ihrem 3-ten Lebensjahre ihr erstes Kitz setzt. Wenn der Novembernebel — vom Latschengürtel abwärts — mit seinen dichten



Abgeschlagener Bock sucht von der Sonne geschaffene Äsungsplätze auf

Foto Ing. J. Bethlenfalvy

Schleier die in vollstem Herbstsonnenglanz prangenden Felsenregionen von der übrigen Welt abschliesst, und wenn durch die Äsung der reifen Samen der Alpengräser die Feistzeit ihren Höhepunkt erreicht, — dann verlässt der bis dahin als Einsiedler lebende Latschenbock seinen Sommerstand, um auf Freierrüssen seine Brunftwanderung anzutreten.

Seinesgleichen wird im grossen Bogen ausgewichen, denn er vermeidet vorläufig jeden Kampf und spart mit seiner urwüchsigen Körperkraft.

Von weitem betrachtet er die Rudel seiner Sippe und wenn er seine Auserwählten entdeckt, dann fährt er wie der höllische schwarze Teufel in das Rudel und in wenigen Momenten sind alle geringen Böcke — die während



Die steierischen Revierjäger von Javorina nach erfolgreichem Gemstrieb im Jahre 1901.
Foto Stefan Kiss

der Brunft beim Rudel nichts zu suchen haben — in die Flucht geschlagen, die sich, — so lange der alte Herr seinen Harem regiert, und dies dauert gewöhnlich bis Mitte Dezember, — nicht mehr zu ihren nächsten Verwandten zurückzukommen trauen! So wird durch ein wundervolles Naturspiel und weiser Vorkehrung des Allmächtigen, der Sohn von der Mutter, die Schwester vom Bruder, während der Brunftperiode ferne gehalten und dadurch der Innzucht Schranken gesetzt!

Diese nun einige Wochen allein hin und her irrenden 3–6 jährigen Böcke sind die Überzähligen, von denen ein gewisser Prozentsatz ohne den Bestand zu schädigen, abgeschossen werden kann!

Da nach dem Umsturze der Gamsabschuss bedrohliche Formen anzunehmen begann, hat das Landwirtschaftsministerium, sehr richtig, eine 10-jährige, allgemeine Schonzeit für Gamsen eingeführt und erteilt nur einigen grösseren Revierbesitzern Abschussbewilligungen für Böcke mit der Bezeichnung: »die keine gute Nachzucht versprechen«. So etwas gibt es aber in der Natur nicht! Es gibt nur »Überzählige«, nicht aber zur Nachzucht »ungeeignete« Gamsen, darum ist diese Begründung ganz unrichtig! Auch ist es sehr falsch, dass die Abschussbewilligungen nicht an bestimmte Termine gebunden sind, denn nur im Monate November gehen die Überzähligen Böcke einsam und allein herum und können vom Jäger als »Abschussbestimmte« angesprochen werden. Es sollte daher nie auf ein Stück, das im Rudel steht, geschossen werden! Auch ist der Abschuss von Gelbgeissen beim Gamswilde höchst unweidmännisch, da diese alten Grossmütter die Führer und Bewahrer der

Familie sind und deshalb als die klugsten und erfahrensten Tiere im Rudel Leitgeisse genannt werden.

Nach Mitte Dezember sollte unter keinen Umständen auf Gemen gejagt werden! Denn, wenn die Brunft vorüber ist, vereinigen sich die Gemen zu grossen Rudeln und suchen ihre Winterstandquartiere auf, wo sie der grössten Ruhe bedürfen und während des Winters nicht mehr gestört werden sollten!

So lange der Skisport in der Tatra unbekannt war, störte auch niemand unser Hochgebirgswild während der Winterzeit, weil ja wegen den grossen Schneemassen niemand über den Krummholzgürtel herüber gelangen konnte. Jetzt aber muss ich im allgemeinen Interesse die freundliche Bitte an die Karpatenvereine richten, ihre Winterhochtouristen darauf aufmerksam zu machen, dass die allgemein bekannten Winterstandorte der Gemen gemieden werden sollen!

»Raum für alle hat die Erde!« Es bleiben in der Tatra noch hinlänglich viel Skilaufplätze für alle Anforderungen der Wintersportler!



Obere Reihe: 2-, 3- und 4-jährige, untere Reihe: 6-, 7- und 8-jährige Tatra-Gemsbockkridel
Foto Ing. J. Bethlenfalvy



Obere Reihe: Gemsgeissen, 4-, 6- und 8-jährige, untere Reihe: 8-, 10- und 12-jährige Gemsböcke
Foto Ing. J. Bethlenfalvy

Die Winterruhe ist das einzige, was die Gemen vom Menschen verlangen! Ausser der Winterruhe braucht sich niemand um die Gemen zu kümmern, denn die Natur besorgt alles andere selbst! Es solle nur die Natur in ihrer weisen Vollkommenheit Niemand stören, darum mache ich nochmals und immer wiederholend darauf aufmerksam, dass die wichtigsten Gehilfen der Natur der Steinadler und der Fuchs, in den Felsregionen auch nicht gestört werden sollen. Im Gegenteil! Es wäre sehr empfehlenswert,



ihnen viel mehr auch eine »allgemeine Schonzeit« angedeihen zu lassen!

Der Mensch, der einzige Feind der Gamsen, richtete dem Bestande in der Tatra bis zum Weltkriege keinen besonderen Schaden an, denn bis zu den 80-er Jahren des vorigen Jahrhundert waren es die schwierigen Kommunikationsverhältnisse, so wie die primitiven, zur Gamsjagd ungeeigneten Schrotgewehre, die jeden Frevel der Gamsjagd verhinderten. Es rekrutierte sich der sehr geringe Stand der Tatrajäger nur aus den Kreisen der Intelligenz, die für Weidgerechtigkeit immer sehr viel Sinn und Verständnis besaßen.



In den Flitterwochen

Foto Frau Eva Kummer

Im Jahre 1879 kaufte der reichsdeutsche Prinz Christian Kraft zu Hohenlohe-Oeringen den herrlichen Gebirgsgrossgrundbesitz Javorina von der altadeligen ungarischen Familie »Salamon de Alap«, pachtete auch noch mehrere grössere Gemeindejagdreviere dazu, die er von einer sehr gediegenen steirischen Berufsjägergarde überwachen liess, so dass auch in der Tatra keine nennenswerte Wilddieberei aufkommen konnte, da das stramme Jagdpersonal keinen Spass verstand, aber auch mit der Munition nicht sparte. Nur begingen sie leider den grossen Fehler, dass sie in ihrem Übereifer für die Hege fast das ganze Raubwild ausrotteten!

Die Pflicht des Jägers aber war, ist und bleibt, immer nur »ausgleichend«, aber nie »ausrottend« in die Werke der Natur einzugreifen.

Die künstlichen Fütterungsversuche sind bei den Tatragsamen sehr schlecht ausgefallen! Indem Heu garnicht angenommen, Grummet zwar angenommen wurde, aber Darmkatarrh verursachte. Deshalb ist, wie ich schon erwähnt habe,

von jeder künstlichen Fütterung Abstand zu nehmen. Selbst für die Errichtung von »Salzlecken« muss ich (obwohl die Gamsen sehr gerne Salz nehmen) auf das entschiedenste Stellung nehmen und dazu widerraten! Erstens: weil die zur Äsung dienenden Alpenkräuter sämtliche Bestandteile, so auch die Salze, enthalten, welche zur gesunden Erhaltung des Körpers notwendig sind. Zweitens: weil etwaige Krankheiten durch die Salzlecken sehr leicht übertragen werden. Drittens: weil die Salzlecken nicht nur Gamsen, sondern auch Wild-
diebe anlocken. Heute lässt aber die Beaufsichtigung des Wildstandes sehr viel zu wünschen übrig! Die Wilddieberei steht seit dem Umsturze in voller Blüte, weshalb sich der Gamsstand von Jahr zu Jahr verringert!



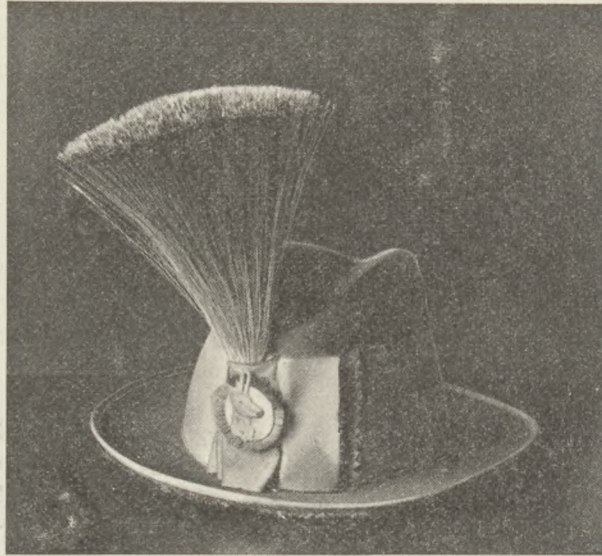
Nach der Brunft zieht sich der alte Bock in die Einsamkeit zurück
Foto Frau Eva Kummer

Das Wachstum der Krickeldauer ist cca 10 Jahre. Die Krickel der Geissen sind schwächer, haben eine viel geringere Auslage, da sie viel änger gestellt und parallel verlaufender sind.

Abnormitäten kommen in der Tatra selten vor und entstehen immer durch Schlauchbruch.

Der Gamsbart der Tatraböcke ist sehr verschieden und hängt von der Witterung ab. Bei angehendem strengen Winter ist die ganze Körperbehaarung eine stärkere und die Barthaare sind dem entsprechend viel länger, bei lauem Winter hingegen bedeutend kürzer, so, dass der »Gamsbart« ein sehr genauer »Wetterprophet« ist.

Mit dem habe ich nun ziemlich alles verzeichnet, was von Bedeutung und Wichtigkeit unseres Krickelwildes wäre.



Mein bester Gamsbart. 21 cm. Erlegt am 2. Dez. 1902.
Foto Ing. J. Bethlenfalvy

Wenn meine Worte so zu Herzen gehen, wie sie von Herzen gekommen sind, dann wird meine 40-jährige Naturforscheraarbeit nicht nutzlos gewesen sein und kann auch noch in der Zukunft so eine grossartige Gamsstrecke den Wildreichtum der Hohen Tatra bestätigen, wie sie die untere Abbildung zeigt! »Dies walte Gott!«



Gemsbockstrecke in Javorina vor dem Krieg
Foto Stefan Kiss

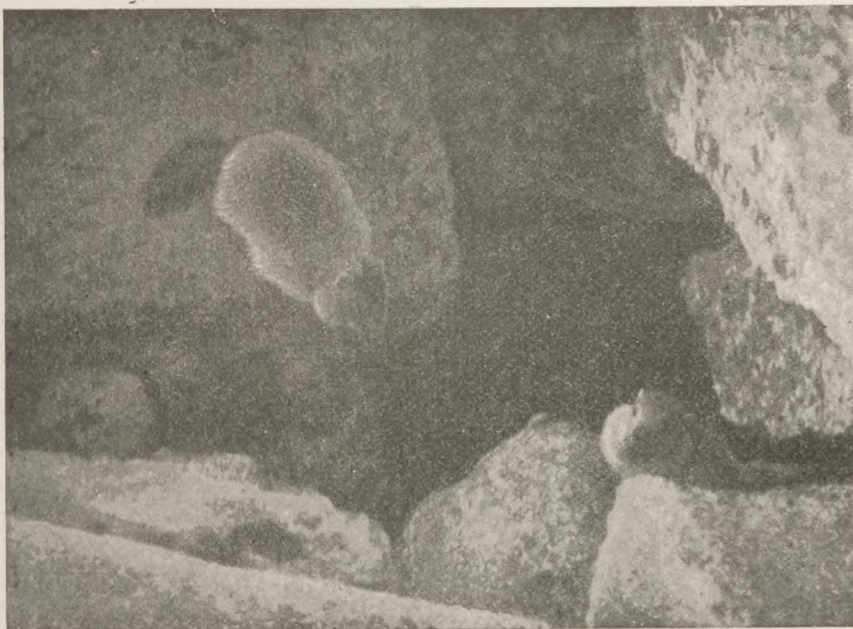
2. DAS MURMELTIER.

Nächst der Gemse ist das Murmeltier das zweite Urgeschöpf unseres Hochgebirges, mit dem »Mutter Natur« Leben in die stillen, verlassenen Trümmertäler schuf.

Die geheimnisvolle Art seiner Lebensweise hat alle Naturforscher vor ein Rätsel gestellt, welches bis nun ungelöst geblieben ist!

Der bekannte, hervorragende Wiener Jagdschriftsteller Camillo Morgan verbrachte im Jahre 1910 mehrere Monate in der Tatra, wo er sein Werk: »Die Hohe Tatra und ihre Jagdfauna« schrieb, mit einem besonderen Abschnitte über »Das Murmeltier der Karpathen«. Wir erfahren zwar aus diesem Buche auch nichts über die Naturgeschichte des Murmeltieres, doch fand ich drei Stellen in dieser Broschüre, welche eine besondere Aufklärung verdienen, darum muß ich dieselben zitieren! Morgan schreibt:

Über das Murmeltier der Karpathen, und zwar besonders über das in der Hohen Tatra vorkommende, gingen die Ansichten unserer Zoologen seit jeher weit auseinander und noch bis zum Herbst vergangenen Jahres traf alles ganz genau zu, was Prof. Julius Geyer vor 25 Jahren in seiner im 12. Jahrbuche des Ungarischen Karpathenvereines (1885) veröffentlichten Abhandlung über das Murmeltier schrieb. Er äußerte sich darin wie folgt: Wir wissen mit positiver Gewißheit bis zum heutigen Tage nicht einmal das, ob in unseren Karpathengebirge das echte Murmeltier haust oder eine Kreuzungsvarietät zwischen den letztgenannten und dem im südöstlichen Rußland lebenden Bobak. Und kommen wir mit der entgeltigen Lösung dieser Frage auch alsbald ins reine, so hätten wir dann immer noch durch eingehende Vergleiche festzustellen, ob die auf den Bergeshöhen der verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes lebenden Murmeltiere in allen inneren und äußeren Merkmalen miteinander vollkommen übereinstimmen, oder ob sie bezüglich einzelner



Spielende zwei Monate alte Murmeltiere

Foto Ing. J. Bethlenfalvy

Eigentümlichkeiten von einander divergieren und somit als Abarten anzusehen seien. Die völlige und endliche Lösung des Rätsels dieser kleinen Alpen-Sphinx harrt mithin immer noch eines tiefblickenden Oedipus.

Besonders die Gelehrtenwelt Ungarns hat sich in dem letzten Vierteljahrhundert mit der Erforschung des Karpathen-Murmeltieres so wenig befasst, das Prof. Dr. Heck der Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, wie ich bei dessen letzter Anwesenheit in Wien im Oktober 1909 aus seinem eigenen Munde erfuhr, für die ihm übertragene Bearbeitung einer neuen Ausgabe von »Brehms Tierleben« aus Ungarn so viel wie nichts über das Murmeltier der Karpathen in Erfahrung zu bringen vermochte, oder, ich sage es ganz offen heraus, nur unrichtiges, denn man gab Herrn Prof. Dr. Heck von dort nichts weiter bekannt, als dass die Murmeltiere der Karpathen bereits im Aussterben begriffen seien«.

Wie jemand auf die Idee kommen konnte, dass das Tatramurmeltier, ein Geschöpf des Hochgebirges, welches nie in die Ebene herabkommt — mit einem Flachlandbewohner, dem *Arctomys bobac* Pallas, welches nie in die Berge steigt, östlich des Uralflusses, die Kirgisensteppe bewohnt, daher 2500 km Luftlinie von der Tatra entfernt ist — ein Kreuzungsprodukt gebildet haben soll, kann wirklich nur auf zoologische und geographische Unkenntnis zurückzuführen sein!

Ich kann daher mit voller Gewissheit behaupten, dass die Tatramurmeltiere mit den Alpenmurmeltieren ganz identische, seit der Eiszeit in ihre jetzigen Wohngebiete gepflanzte Urgeschöpfe der Natur sind!

Dass die Ungarn seinerzeit über das Tatramurmeltier Herrn Prof. Dr. Heck keine Auskunft geben konnten, stammt daher, weil sich — Gott sei Dank — fast niemand um die Murmeltiere kümmerte! Je weniger sich aber die Menschen um eine Tierart zu schaffen machen, desto sicherer ist deren Gedeihen! Dies beweisen am besten die Murmeltiere der Tatra, die nicht nur nicht im Aussterben begriffen sind, sondern sich in den letzten Jahrzehnten sehr stark vermehrt haben! Während vor 40 Jahren kaum zehn Murmeltierkolonien bekannt waren, finden wir heute wohl über dreissig in der Tatra!

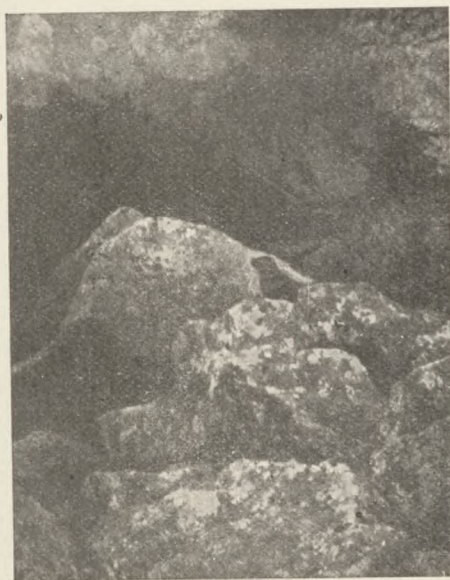
Es soll aber niemand glauben, wie allgemein angenommen wird, dass die Vermehrung der Murmeltiere mit der Ausrottung des Raubwildes im Zusammenhange gebracht werden kann! Raubwild kann nur in künstlichen Gehegen schädlich sein — in freier Wildnis aber nie! Im Gegenteil! Das Raubwild hat überall im Haushalte der Natur seine höchst wichtige Bedeutung und es wären sicher schon seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden keine Murmeltiere in der Tatra, wenn nicht das Raubwild auch so stark vertreten gewesen wäre! Das Raubwild spielt in jeder freien Wildbahn in der Erhaltung der einzelnen Tierarten seine besondere Rolle, wie ich es später in den betreffenden Abschnitten, bei den einzelnen Tiergattungen nachweisen werde.

Die Vermehrung der Murmeltiere in den letzten Jahrzehnten ist einzig und allein dem Umstande zu verdanken, dass der Mensch, der einzige Feind unserer niedlichen, niemandem einen Schaden zufügenden kleinen Naturdenkmäler, das »Murmeltiergraben« von Jahr zu Jahr immer mehr einstellte!

Die Gebirgsbewohner und sonstige abergläubische Leute sind nämlich darauf gekommen, dass das »Murmeltierfett«, welches als wirksames Heilmittel

im grössten Ansehen stand, denn es soll ein besonderes Stärkungsmittel für eine Wöchnerin sein, soll das Gebähren erleichtern, Leibschneiden heilen und bei Husten helfen — jetzt schon in jeder Apotheke viel billiger zu haben ist, als beim Murmeltiergräber! Wenn es in den Apotheken auch nur aus den Dosen verabreicht wird, welche die Aufschrift »Adeps suilla« tragen, das macht nichts, die Wirkung ist ganz dieselbe geblieben!

Das Murmeltiergraben ist daher schon fast ganz ausser Mode gekommen, da es wegen der Konkurrenz der Apotheken kein lohnendes Geschäft mehr ist. Deshalb in letzterer Zeit die starke Vermehrung der Murmeltiere! Die Jagd auf dieses kleine Gebirgswild war aber in der Tatra auch nie recht gebräuchlich! Den Jägern aus den gemütlichen alten Jagdgesellschaften, wo nur das Essen, Trinken und Spassmachen die Hauptsache war, wäre sie viel zu eintönig und beschwerlich gewesen! Der moderne Reklamejäger kann aber dabei auch nicht auf seine Rechnung kommen, da Murmeltiertrophäen weder bewundert, noch bei Jagdausstellungen prämiert werden! Übrigens ist in den letzten Jahren auch eine gesetzliche allgemeine Schonzeit für das Murmeltier bestimmt worden, welche auch unbedingt zur Hege und Vermehrung beiträgt!



Sicherndes Muttertier (Katz)
Foto Ing. J. Bethlenfalvy

Doch zur Naturgeschichte! Zur Lösung des gordischen Knotens!

Irren ist menschlich! Kein Geringerer, als unser Grossmeister der Naturforschung, Karl von Linné, hat sich nun auch geirrt, als er die These aufstellte: »die Tragzeit bei den Nagern (glires) sei sehr verschieden!« Diese falsche These hat scheinbar 150 Jahre alle Naturforscher irregeführt! Darum muss ich zuerst dieses Grundübel aus der Naturgeschichte beseitigen und gestützt auf meine langjährigen Beobachtungen feststellen: dass die Tragzeit sämtlicher Nagetiere Europas fast die gleiche ist! Es können Abweichungen von höchstens ein bis zwei Wochen stattfinden, aber mehrere Monate, wie sie die weltberühmtesten Naturforscher wie Exinger, Riesenthal, Volksmann, Müller, Knault, Hartig, Dombrowski, Windkel, Brehm, Altum, Keller usw. zu behaupten suchten, beruhen alle auf Irrtum!

Ich habe genau festgestellt, dass die Paarung der Murmeltiere immer im Monat Mai stattfindet, nachdem aber Mitte Juli schon halbwüchsige Junge, die schon seit mehreren Wochen nicht mehr saugen, aber mit grösster Geschicklichkeit nach Eichhörnchenart Kletterkünste auf den Felsen ausführen, wie die erste Abbildung zeigt, auch auf die photographische Platte zu bringen waren, kann

ich mit voller Bestimmtheit behaupten, dass die Trächtigkeitsdauer der Murmeltiere eine 30-tägige ist! 30 Tage dauert ungefähr die Säugeperiode und wenigstens abermals 30 Tage braucht das Muttertier, um sich für den langen Winterschlaf das nötige Fett ansammeln zu können! Darum können Murmeltiere auch nur auf solchen Orten ihr Dasein fristen, wo der Sommer wenigstens 3 volle Monate dauert und sind alle Angaben unrichtig, welche zu behaupten suchen, dass in den Alpen auch dort Murmeltiere vorkommen, wo der Sommer nur 6 Wochen lange währt! Diese Orte sind nur Sommerweideplätze, können aber nie ständige Aufenthaltsorte sein!

Mit welcher wunderbaren Fürsorge die göttliche Natur alle Lebensfragen der Murmeltiere regelte, will ich nun in kurzem beschreiben.

Das Murmeltier braucht zu seiner vollständigen Körperentwicklung 12 Monate! Da aber während des Winterschlafes im Wachstum eine Stagnation eintritt, wird das Murmeltier dort wo sein Winterschlaf 6 Monate dauert, im Alter von 2 Jahren, wo der Winterschlaf 8 Monate dauert, im Alter von 3 Jahren und wo der Winterschlaf 9 Monate dauert, erst im 4. Lebensjahre »grossjährig«.

In der Tatra, wo das Sommerwachsein gewöhnlich 4—5 Monate (Mai—September) dauert, wird das Murmeltier im dritten Jahre fortpflanzungsfähig!

Die in den Winterbau eindringenden Wassertropfen der Maischmelze erwecken die Murmeltiere aus ihrem letargischen Schlafe. Die im Herbst mit Gras, Steinen und Erde verrammelte Röhre ihres Baues wird geöffnet, die Tiere kommen wankend und schlaftrunken heraus und beginnen zu weiden. Das frische Grün, welches mit grösster Gier bis auf die Wurzel abgenagt wird, bewirkt zuerst eine gründliche Säuberung der Därme, erweckt aber in einigen Tagen den Fortpflanzungstrieb!

Das Murmeltier lebt in Monogamie. Die 3-jährigen Tiere, welche nun fortpflanzungsfähig geworden, verlassen die Familie und treten ihre Paarungswanderung an. Sie wandern so lange hin und her, bis jedes bei einer anderen Kolonie sein Paar gefunden, mit dem es rasch einen neuen Bau errichtet, in dem es gewöhnlich sein ganzes Leben mit seinen Nachkommen zubringt.

Durch diesen höchst interessanten, seit Jahrtausenden sich wiederholenden Vorgang in der Natur werden jeder Inzucht Schranken gesetzt!

Ist die »Katz« (waidmännische Bezeichnung für das Weibchen) befruchtet, verlässt der »Bär« (Männchen) samt den ein- und zweijährigen Jungen den Winterbau, um auf die höher gelegenen Sommerweideplätze zu ziehen, wo es die Vegetationsverhältnisse gestatten. Die Mutter bleibt allein zurück, da sie die ganze um ihre Wohnung befindliche Weide jetzt für sich braucht, wo sie ja auch schon in 2 Wochen nach ihrer Niederkunft ihre Nachkommen zur Weide führt. Dies ist die Erklärung, warum auf vielen Orten im Sommer sowohl bei den Winterquartieren, als auch in den höheren Lagen der Sommerweideplätze Murmeltiere anzutreffen sind.

Dreissig Tage nach der Geburt hört die Säugezeit auf, die Mutter muss ihren Jungen das Säugen verweigern, da sie selbst jetzt alle Nahrung für sich selber braucht, um ihr Körpergewicht für den Winterschlaf zu verdoppeln.

Brehm schreibt:

»Mit dem Eintritt der kalten Jahreszeit ziehen sie in die tiefer gelegenen Winterquartiere, die für die ganze Familie fünf bis fünfzehn Stück ausreichend angelegt werden«.

Wann eine Familie aus fünf und wann sie aus fünfzehn Tieren besteht, will ich nun auch erklären! Dies ist sehr wichtig, da noch kein Naturforscher über diese Frage Auskunft erteilen konnte und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es scheinbar ausser mir noch niemand beobachtete, dass das Murmeltier in Monogamie lebt und die Familie so lange beisammen bleibt, bis die Jungen fortpflanzungsfähig geworden sind!



Zwei, zwei Monate alte Jungtiere.

Foto Ing. J. Bethlenfalvy

Das junge Weibchen hat zum erstenmal gewöhnlich 2—3 Junge! (In der Tatra meistens 2). Daher sind in der einjährigen Familie 4—5 Tiere zu finden. Bei einem zweijährigen Ehepaar findet man im Herbst, da das Weibchen im zweiten Jahre schon zumeist 4 Junge hat, daher im Ganzen 8—9 Stück. Wo die Murmeltiere aber 4 Jahre zu ihrem Wachstum brauchen, dort finden wir bei den alten Familien die Höchstzahl aus fünfzehn bestehend! Man darf



nicht vergessen, dass auch einzelne Tiere verunglücken und dass ein Weibchen mitunter auch 5 Junge setzen kann, woraus die etwaigen Differenzen erklärlich sind.

Die Murmeltiere sind sehr gefrässig und scheinen im Sommer das an Nahrungsaufnahme ergänzen zu wollen, was sie diesbezüglich im Winter versäumen; da sie gegen Sturm und Regen sehr empfindlich sind, sammeln sie auch den ganzen Sommer hindurch Futter in ihren Wohnungen, um bei schlechter Witterung nicht ausschlüpfen zu müssen. Letzte Abbildung zeigt ein einjähriges Tierchen, welches Ende Juli Gras in seine Höhle schleppt.

Doch noch zum interessantesten Abschnitt meines Themas!

Camillo Morgan sagt auf Seite 74 seines Werkes:

»Einer an Murmeltiere besonders bewunderungswürdigen Gepflogenheit aber, die geradezu ans Unglaubliche grenzt, obgleich sie nicht nur von dem bekannten Schweizer Forscher Dr. Girtanner für möglich gehalten wird, sondern auch in der Hohen Tatra von dortigen Jägern wiederholt beobachtet worden sein soll, notabene von solchen, die über den Verdacht, Jäger=Lateiner zu sein, hoch erhaben sind, kann ich nicht unterlassen, hier zu erwähnen, da sie sich — wenn ich nicht irre — weder in »Brehms Tierleben«, noch in einer vorhin aufgezählten monografischen Abhandlungen angeführt finde:

Unmittelbar vor Beziehung der Winterbaue, die bekanntlich von den sommerlichen, so wie auch von den sogenannten »Maurach=Unterschlipfen« den »Gelegenheits=Verstecken«, verschieden sind, veranstalten die Murmeltiere grosse Versammlungen, um Musterung in ihren Reihen zu halten, welche unter ihnen zum Überwintern befähigt wären, worauf eine Absonderung aller Gesunden, Starken und Jungen von den mit Wunden behafteten, stark abgemagerten, alten oder siechen Tiere erfolgt, die dann bemüssigt sind, einen Winterbau für sich allein zu beziehen.

Wie Dr. Girtanner sehr richtig bemerkt, wollen die Murmeltiere hiedurch den Tod eines ihrer Artgenossen in einem von mehreren Individuen bezogenen Winterbau verhüten, da die durch einen verwesenden Kadaver verpestete Luft ein Eingehen sämtlicher Baubewohner herbeiführen müsste. Aus diesem Vorgehen, dem Opfern einzelner Individuen zum Wohl und Heil der Gesamtheit, wäre auf einen ausserordentlich hohen Intellekt der Murmeltiere zu schliessen, den man den kleinen Wesen entschieden nicht zutrauen würde. Auch ein Tierwärter des Wildparkes zu St. Gallen ist einmal Augenzeuge einer derartigen Versammlung von Murmeltieren gewesen, die sich aber nicht bloss mit einer Verbannung der ausgemusterten Tiere zum Alleinüberwintern begnügte, sondern mit einem noch viel tragischeren Abschlusse endete: die jungen und kräftigen Tiere fielen nämlich über die ausrangierten, mit Gebrechen Behafteten her und bissen sie alle zu Tode!«

Wie die Natur für die Entstehung neuer Generationen in harmonisch vollendeter Weise sorgt, so sorgt sie auch auf wunderbare Art für die Erhaltung und zum Schluss: für die Beseitigung aller überflüssig gewordenen Geschöpfe!

Unser kleiner Kobold der Wildnis ist mit ganz hervorragenden Sinnesorganen ausgestattet! So lange die Tiere gesund und jugendfrisch sind, empfinden sie auf ihren Sommerweideplätzen alle zugleich das Bedürfnis, den nahenden Winter ahnend, sich auf die Heimreise zu begeben, sobald die Septembernachtfroste eintreten, ihre Winterquartiere aufsuchen, in der sich wieder die Familie für den Winterschlaf zusammenfindet und daher rudeln sich alle lebensfrohen Bewohner einer Sommerkolonie zusammen und es entstehen die von den Naturforschern beobachteten »Versammlungen«!

Alle altersschwachen oder erkrankten Individuen kommen nur verspätet als Nachzügler zu den Winterbauen und verhindern, wenn sie nicht von Steinadlern oder Uhu geschlagen werden, mit ihrer Anwesenheit, da sie arbeitsunfähig geworden, die lebensfrischen Familienangehörigen bei ihrer Arbeit, welche jetzt mit der Reinigung, Vergrößerung und Einheuerung ihrer Winterherberge beschäftigt sind und eine sehr rege Tätigkeit entfalten. In der Aufregung der grossen Arbeit entstehen nun Kämpfe zwischen den gesunden und kranken Tieren, wobei natürlich immer die Alten, Schwachen und Abgemagerten das Kürzere ziehen und aus der Familiengemeinschaft ausgeschlossen werden! Das ist die sogenannte »Musterung«, von der Dr. Girtanner berichtet!

Diese dem Tode geweihten Geschöpfe irren nun heimatlos umher und dienen den »Sanitätsgehilfen der Natur« zur Nahrung! Bär, Luchs, Fuchs, Steinadler und Uhu sind dazu bestimmt, sie aus der Welt zu schaffen.

Wo mit der unsinnigen Raubzeugvertilgung gegen die Natur gesündigt wird, irren nun diese Geschöpfe auch mehrere Wochen lang herum und kommen mit dem Eintritt der kälteren Jahreszeit auch in die Waldregion herunter, welche Begehenheit die Dilettanten der Naturforschung auf ganz falsche Wege leitete und die Verwirrung in der Naturgeschichte vergrösserte.



Grastragendes einjähriges Murmeltier
Foto Ing. J. Bethlenfalvy

Camillo Morgan sagt:

Daß dem Murmeltier auch ein Wandertrieb innewohne, wurde bisher noch von allen Forschern, die sich dem Studium des Murmeltieres befaßten, bezweifelt und ich schliesse mich ihnen an. Nichts desto weniger bin ich Fälle anzuführen imstande, aus welchen hervorgeht, daß sich zuweilen auch ein Murmeltier auf eine Reise begibt! Professor Geyer erzählt, er hätte in Begleitung zweier Kollegen im Oktober 1882 das Kohlbachtal in der Hohen Tatra besucht und hierbei in der Nähe der Rosahütte (des heutigen Hotels Kohlbach) ein Murmeltier aufgescheucht. Da im Kohlbachtale niemals Murmeltiere zu sehen waren, so hatte das betreffende Tier ohne Zweifel aus seiner in weit höheren Regionen gelegenen Sommerbehausung einen Ausflug ins Tal herunter gemacht und hierzu, nachdem die dem Kohlbachtale zunächstgelegenen Murmeltier-Ansiedlungen hinter einigen ganz gewaltigen Bergriesen liegen, unbedingt mehrere Stunden gebraucht.

Es ist wirklich komisch, was sich diese Herren gedacht haben mussten als sie von »einer Reise« und »einem Ausflug« der Murmeltiere berichteten! Diese »Reisenden«, oder »Ausflügler« aus dem Geschlechte der Murmeltiere, könnten auch für die Jagd freigegeben sein. Natürlich müsste das diesbezüg-

liche Jagdgesetz genau festsetzen, dass nur in den Monaten September und Oktober, die weit von ihren Bauen, angetroffenen Exemplare erlegt werden dürfen.

Auf Murmeltiere bei ihren Bauen zu jagen, kann nie weidmännisch sein, da sich durch die weise Vorkehrung der Natur in den Bauen nur immer gesunde Tiere befinden, welche sehr zählebig sind und auch mit dem besten Kugelschuss zumeist noch in den Bau flüchten und denselben verseuchen können!

Darum beschränke man die Jagd überall, wo Murmeltiere vorkommen, nur auf die von der Natur aus bestimmten Todeskandidaten, welche, wo nicht von Raubwild vernichtet, lange einzeln herumirren, sich dann schliesslich einen gegen die Winterkälte nicht mehr schützenden Notbau errichten, um im selbstgeschaffenen Grabe ihr Leben zu beschliessen.

Wir sehen, dass die Natur in ideal vollkommener Weise für die niedlichen kleinen Urbewohner der Trümmertäler, für alles aufs genaueste vorgesorgt, von ihrer Geburt bis zum Grabe alles geregelt hat, was zu ihren Lebensbedürfnissen notwendig erscheint!

Drum kümmerge sich der Mensch möglichst je weniger um die Murmeltiere, trachte nicht mit Raubzeugverteilung die Natur verbessern zu wollen, dann können wir sicher sein, dass unser interessantes Urgeschöpf auch für die Zukunft der schönen Tatra erhalten bleibt.

3. BÄREN.

Das »königliche Wild« aus den goldenen Zeiten des edlen Weidwerkes wird wahrscheinlich in kürzester Zeit auch aus der Hohen Tatra verschwunden sein und nur mehr der Sagenwelt angehören, da die zu seiner Beherbergung und Ernährung nötigen geschlossenen Waldungen von der rastlos fortschreitenden Kultur nicht mehr geduldet werden, und der letzte Heger dieses herrlichen Wildes, der letzte Schirmherr der Javorina, aber auf ewig seine Augen geschlossen hat.

Es gibt kaum eine zweite Wildart auf Erden, die den Jägern so viel Freude und Aufregung, der Gebirgsbevölkerung so viel Angst und Schrecken, den Naturforschern aber so viel Kopfzerbrechen verursacht hätte, als der Bär!

Die naturgeschichtliche Fachliteratur strotzt von widersinnigen Behauptungen, falschen Aufzeichnungen und in das Reich der Fabeln gehörenden Geschichten bezüglich Fortpflanzung, Nahrung, Art und Lebensweise.

Der griechische Philosoph Aristoteles behauptete 350 Jahre vor Christi Geburt, dass die Tragzeit der Bärin 30 Tage betrage! Und diese falsche Behauptung scheint sich über 2000 Jahre erhalten zu haben, denn Buffon schreibt anno 1785: »Da Niemand diesen Umstand widerlegt hat und wir nicht Gelegenheit gefunden, ihn zu bestätigen, so können wir ihn ebenso wenig ableugnen, als für gewiss annehmen!«

Diesen »Umstand« zu widerlegen, wagte sich erst der schwedische Naturforscher Lineé, der aber auch den grossen Irrtum beging die Tragzeit auf 112 Tage zu bestimmen. Es verflossen wieder Jahrzehnte, bis endlich der Braunschweiger Forstrat und Jagdschriftsteller Teodor Hartig in die Nähe der Wahrheit rückte, die berühmtesten Naturforscher des vorigen Jahrhunderts konnten über diese Frage zu keiner Einigung gelangen und erst in der dritten Auflage »Brehms Tierleben« vom Jahre 1890 finden wir die halbwegs richtigen



Ein von Bären geschlagenes und angeschnittenes Pferd
Foto Prof. Dr. Györfly



fügung steht und sich dadurch die Körperkraft und Lebenslust auf höchster Stufe befindet!

Kurz gesagt: Mutter Natur schafft jedem Geschöpf einen Hochzeitsschmaus!

Der Hochzeitsschmaus der Tatrabären fällt in die Zeit der Hauptbeerenreife, d. i. im Monate Juli! Dies ist aber auch die einzige Zeit, wo er dem Weidevieh gefährlich werden kann! Diese Gefahr ist aber nie so gross, wie wir sie jedes Jahr aus irgend einer Gegend in den Tagesblättern, zu fürchterlichen Tragödien aufgebauscht, zu lesen bekommen! Die Wahrheit von diesen märchenhaften Schrecken ist, dass die Natur den Bären zu seinem Hochzeitsschmaus neben den vielen Waldbeeren und Pilzen, auch einen reich-



Links: »hochstirniger Bärenschädel«, Fleischfressertyp. — Mitte: »Wolfsschädel« ausgesprochener Fleischfressertyp. — Rechts: Pflanzenfresserbärschädel, flachstirnig.
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

lichen Bissen Fleischnahrung bestimmt hat und wo er keinen kranken Hirsch, Reh oder Gams findet, schlägt er ein Rind, Pferd oder einige Schafe! In der Bärzeit muss er reichliche Nahrung haben, darum wurden mitunter einzelne Bären auch der Herde gefährlich aber nur dann und dort, wo durch Hagelschlag die Waldbeerenernte zu Grunde gerichtet wurde, oder wo einzelne, im besten Alter stehende Individuen in der Bärzeit ohne Lebensgefährten blieben und infolge unbefriedigten Geschlechtstriebes zu reissenden Bestien wurden.

Alle einwandfrei beglaubigten Fälle (denn die Hirten schlugen auf das Conto des Bären 50-mal mehr Vieh tot, als der Bär), die mir über die vom Bären geschlagene Vieh bekannt wurden, fallen in die Bärzeit!

Die Bären sind sehr menschen scheue Gesellen, die durch ihre hochentwickelten Sinnesorgane sehr genau wissen, dass der Mensch ihr einziger Feind

ist, den sie mit vollem Rechte zu befürchten haben, denn er rottet sie überall aus, wo er ihrer nur habhaft werden kann! Deshalb braucht niemand den Bären zu fürchten, denn der Bär greift nur in gereiztem Zustande den Menschen an, wenn er von demselben angegriffen wird und dann nur aus Notwehr handelt!

Nach der Bärzeit verlässt der Bär seine Lebensgefährtin und jeder lebt nun wieder das ganze Jahr allein, um sich im Spätherbst, wenn die letzten Beeren der Ebereschen und Mossbeeren ausgegangen sind, im grössten Schneesturme auf das Winterlager zu begeben, welches in der Tatra zu meist im Krummholz aufgeschlagen wurde.

Die Bärin wirft nach einer 7-monatlichen Tragzeit im Monat Feber 1–3 blinde Junge, welche kaum die Grösse eines Eichhörnchens haben und von der Mutter auf das sorgfältigste behütet und gewöhnlich 2 Jahre lang geführt werden, bis sie allein ihr Leben fristen können.

Wann sich der Bär zum Winterschlafe begibt, hängt nur vom Frass und nie von den Witterungsverhältnissen ab! In der Javorina, wo die Bären mit Pferdefleisch gefüttert wurden, blieben sie so lange wach, so lange ihnen Nahrung zur Verfügung stand. Es sind auch Fälle bekannt, wo der Bär jede Nacht die

Kehrichthaufen der im Winter bewirtschafteten Schutzhütten aufsuchte und sich den ganzen Winter hindurch von den Küchenabfällen ernährte.

Dies sind die wichtigsten naturgeschichtlichen Angaben, welche ich im Interesse der Fachliteratur über die Lebensweise des Bären in der Tatra zu verzeichnen hatte und begeben mich

nun zum grössten Chaos der Naturgeschichte: Zur Bestimmung der Arten!



»Fleischfressertyp – Bärenschädel« aus dem Jagdschlosse Javorina
Foto Dr. Ed. Kehler



»Pflanzenfressertyp – Bärenschädel« aus dem Karpat. Mus. Poprad
Foto Dr. Ed. Kehler

Buffon schreibt in seiner Naturgeschichte (gedruckt im Jahre 1785 bei Josef Georg Trassler in Troppau): »Bei keinem einzigen unter den überall bekannten Tieren sind wohl die Verfasser der Naturgeschichte so weit in ihren Erzählungen von einander unterschieden gewesen, als bei den Bären.



Links: »Pflanzenfressertyp Bärenschädel«, rechts: »Fleischfressertyp Bärenschädel« aus dem »Tatra Museum« Felka
Foto Ernst Bethlenfalvy

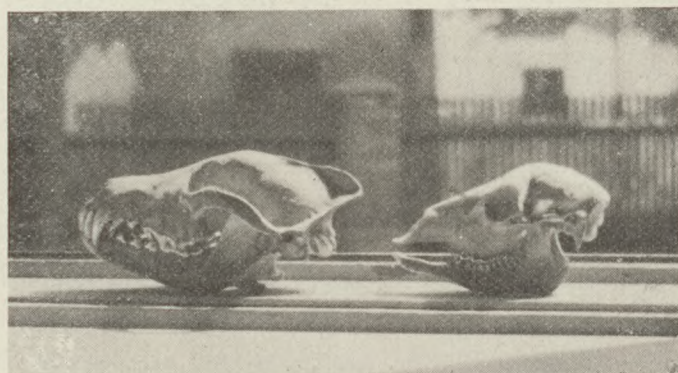
Meines Erachtens rühren die Unzuverlässigkeiten und sogar] die sichtbaren Widersprüche, die sich in ihren Schriften über die Natur und Sitten dieser Tiere finden, hauptsächlich daher, weil sie, anstatt einen gehörigen Unterschied unter Gattungen zu machen, gemeiniglich der einen das zuschreiben, was bloss der anderen eigentümlich zu-

kommt. Man muss unter den Landbären zwei verschiedene Gattungen, den braunen und ganz schwarzen Bär annehmen«.

Professor Dr. Pechel-Loesche schreibt in »Brehms Tierleben« vom Jahre 1890: »Während jedermann unseren gemeinen Bären zu kennen vermeint, haben die Tierkundigen sich noch nicht geeinigt, ob sie seine verschiedenen Abänderungen in eine Art vereinigen oder auf mehrere verteilen sollen! Nehmen wir nur eine Bärenart an, so haben wir fest zu halten, dass diese der Landbär, der braune, gemeine oder Aasbär (*Ursus arctos*) ungemein abändert, nicht allein was die Behaarung und Färbung, sondern auch was die Gestalt und zumal die Form des Schädels anbelangt. So unterscheidet man zunächst zwei in Eu-

ropa lebende Formen als verschiedene Arten, den hochgestellten langschnäuzigen

Aasbären (*Ursus arctos* — *Ursus cadaverinus*), dessen schlichter Pelz ins Fahle oder Grauliche spielt mit seinen Abänderungen (*Ursus normalis*. — *Ursus grandis*. — *Ursus collaris*), — und den



Links: »Wolfsschädel«, rechts: »Rehschädel«. Zeigen genau den Unterschied zwischen »Fleisch«- und »Pflanzenfresser«. Tat. Mus. Felka
Foto Ernst Bethlenfalvy

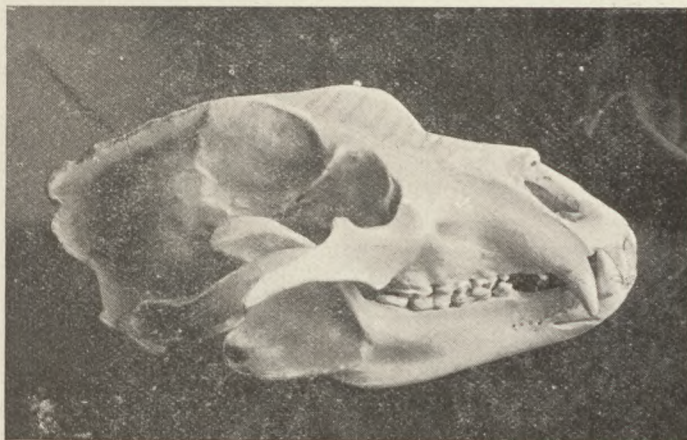
niedriger gestellten, dickleibigen, gedrunen gebauten, breitköpfigen, kurzschnauzigen und flachstirnigen Braun- oder Ameisenbären (*Ursus formicarius*). Verwechselt aber auch wohl die Namen des einen und des anderen und vermehrt dadurch die Verwirrung. Ein bestimmtes Urteil über diese Frage zu fällen, geht nicht an: die Angelegenheit ist noch nicht sprudreif.

Ich muss feststellen, dass beide Herren deren Ansichten ich da wieder gegeben, vollkommen recht haben! In der Tatra bin ich ganz entschieden auf die Überreste zwei verschiedener Bären gestossen, die nicht als ein- und dieselbe Art bezeichnet werden können! Die anatomischen Unterschiede der Schädelformation zeigen es am allerbesten, dass die neueren Naturforscher entschieden im Unrecht sind!

»Forstrat Emil Böhmerle« kann ich nicht recht geben, wenn er behauptet es gäbe nur den europäischen Landbär (*Ursus arctos* L.) und die verschiedenen

Benennungen als Synonyma und Varietäten bezeichnet!

»Otto Grashey« ist auch nicht im Rechte, wenn er in seinem »Praktischen Handbuch für Jäger« — München, zweite Auflage vom Jahre 1902, Folgendes sagt: »Der Landbär, brauner Bär (*Ursus arctos*) gehört in die Ordnung der Raubtiere — carnivora —



»*Ursus arctos altifrontis*«
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

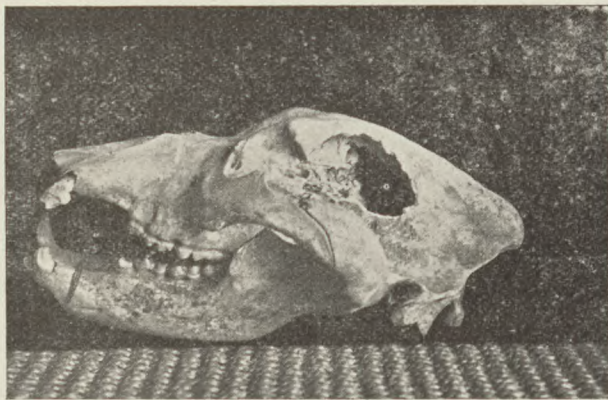


»*Ursus arctos planifrontis*«
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

und bildet in der sechsten Familie die erste Sippe; er ist das stärkste Raubtier, das wir in Mitteleuropa haben. Man glaubte früher, verschiedene Arten

der Landbären annehmen zu müssen, da dieselben in Bezug auf Kopfbildung und Behaarung sehr variieren, in neuer Zeit ist man aber von dieser Anschauung abgekommen und nimmt nur eine einzige Art an. Man findet bei einzelnen Bären gewölbten Nasenrücken (Ramsnase), bei anderen flachen, zur Stirn merklich abgesetzten — worin man eben ein Artenunterscheidungsmerkmal betrachten wollte, doch dürfte sich dies, wie ja auch bei den Hirschen, als Familieneigentümlichkeit betrachten lassen.«

Da ist von keiner Ramsnase und Familieneigentümlichkeiten die Rede, denn die Abbildungen zeigen es genau, dass es einen Bären in der Tatra gegeben hat, der den typischen Schädel der Fleischfresser hatte (in der Mitte zum Vergleich ein Schädel eines russischen Wolfes) und auch einen Bären, der den Schädel der Pflanzenfresser trug.



Höhlenbärenschädel (Ursus speleus) Tatra Museum, Zakopane
Foto Karl Kummer

trieb sie nach Südosten und Südwesten auseinander. So bildeten sich isolierte Stämme, die sehr viele Jahrtausende hindurch ausser jeder Verbindung mit den Artgenossen standen und während dieser Zeit sich eigene Merkmale herausbilden konnten. So entstand bei diesen Bären, denen übermässig viel Fleischnahrung zur Verfügung stand, die nordische Art, die auch die anatomische Veränderung der Schädelformation zeitigte und den »hochstirnigen Bären« schuf, den ich um weitere Verwechslungen in der Naturgeschichte zu vermeiden »Ursus arctos altifrontis« nennen will, — während die südliche Art, welche ausschliesslich die Vegetation mit Nahrung versorgte und dadurch die typische Schädelform der Pflanzenfresser erhielt, der »flachstirnige Bär« entstand, den ich zur richtigen Unterscheidung als »Ursus arctos planifrontis« bezeichne.

Man könnte zwar auch die Haarfarbe als Unterscheidungsmerkmal annehmen, da beim Hochstirnigen immer die schwarze oder graue Färbung vorherrscht, beim Flachstirnigen aber immer die braune Farbe in den verschiedenen Nüancen anzutreffen ist, — da aber durch Sommer- und Winterhaarwechsel alle möglichen Farbenänderungen vorkommen können, bleibt uns einzig und allein die anatomische Verschiedenheit der Schädelformation der untrügliche Anhaltspunkt.

Um die Entstehung dieser zwei verschiedenen Arten verstehen zu können, müssen wir einen Blick in die geologische Vergangenheit unseres Erdteils bis in die Eiszeit zurückwerfen.

Als die Eiszeit mit ihren gewaltigen Gletschermassen, alles Leben vernichtend, ins Herz Europas vordrang, spaltete sie wie ein Keil die dort ansässigen Tierarten und

Deshalb müssen zur Art des »Hochstirnigen Bären« (*Ursus altifrontis*) diejenigen eingereiht werden, welche in der Fachliteratur als: Schwarzer=, Grauer=, Aas=, Fleisch=, Pferde=, Halsband= und Ringelbär, im lateinischen *U. arctos*=, *U. cadaverinus*=, *U. grandis* und *U. collaris*, bezeichnet sind.

Zur Art des »Flachstirnigen Bären« (*Ursus planifrontis*) gehören hingegen all diejenigen, welche als: Land, Brauner, Gemeiner, Ameisen, Seidel, Honig, Immen, Rot, Gelb, Gras= und Pflanzenbär, im lateinischen: *U. normalis*, und *U. formacarinus*, bezeichnet werden.

Unterscheidung nach der Benennung Fleisch= und Pflanzenbär finde ich nämlich deshalb für unrichtig, weil ja beide Arten schon seit Jahrtausenden, seit dem sie in ihre Urheimat zurückgekehrt sind, eine ganz gleiche Lebensart und Ernährung angenommen haben und auch vielleicht durch Kreuzung in



Bärenstrecke in Javorina. Links und Mitte: hochstirniger, — rechts: flachstirniger Bär
Foto Stefan Kiss

einiger Zeit wieder zu einer Art geworden wären, wenn sie die berühmte »menschliche Kultur« nicht ausgerottet hätte. Übergangsformen und Kreuzungen, konnte ich bisher nicht genau feststellen!

Ob Kreuzungen stattgefunden haben oder nicht, ob die Bastarde fortpflanzungsfähig sind, oder ob die Natur so einen Schranken setzt, wie etwa beim Maultier oder Rackelhuhn, — kann ich leider nicht mehr bestimmen, da mir ja heute schon jedes Beobachtungsmaterial fehlt!

Wenn die grossen Bärenjäger (hauptsächlich Siebenbürgens), von denen unsere Jagdliteratur mit den hochinteressantesten Jagdgeschichten bereichert wurde, sich auch so kühn an die Naturgeschichte herangewagt hätten, wie schneidig sie den Bären zu Leibe gingen und wenn sie in ihren jagdschriftstellerischen Arbeiten die naturgeschichtlichen Fragen nicht immer so umgangen hätten »wie die Katze den heissen Brei«, wären freilich diese höchstwichtigen Fragen viel leichter zu lösen gewesen!



Die Annahme einiger Naturforscher des 18. Jahrhunderts, dass eine oder die andere Art Abkömmlinge des »Höhlenbären« (*Ursus spelaeus*) sein könnten, ist auch nicht richtig! Dem Höhlenbären fehlten die »Lückenzähne«, er hatte eine ganz andere Schädelformation und ist schon seit sehr langer Zeit ausgestorben! Viele Jahrtausende vergingen bereits, seit dem der Höhlenbär verschwunden ist! Das 20. Jahrhundert wird aber der Totengräber der Tatra-bären sein.

Die vereinzelt Exemplare, die noch eventuell in der Tatra anzutreffen sind, bilden nur noch Wanderer aus den benachbarten Walddistrikten, die in fortwährender Todesangst vor dem Menschen sich auf ewiger Flucht befinden und so lange hin- und herirren, bis sie zum Schluss doch das tödliche Blei ins Jenseits befördert.

Was für eine wichtige Rolle die Bären in der Jagd fauna der Hohen Tatra spielten, erfahren wir nur mehr aus den Aufzeichnungen von Georg Buchholz, der im Jahre 1664 unter anderem Folgendes schrieb:

»Der Bergführer zeigte uns viele abscheuliche Tiefen mit sonderbaren Namen, worinnen wir viel Bären sahen, auch mußten wir gute Wacht halten, denn die Bären des nachts, bis an das Feuer brummend gekommen, daß wir sie mit feurigen Bäumen weg-jagen mußten, daher wir auch gar wenig oder garnichts geschlafen . . .«

Heute kann das sagenumwobene, stärkste, imposanteste Wild der Tatra nur noch in den Museen besichtigt werden, wo sich noch einige Exemplare in leider sehr schlecht ausgestopftem Zustande befinden.

Denn der letzte Heger des »königlichen Wildes«, der das Aussterben der Bären in der Tatra um einige Jahrzehnte verzögerte, ist mit den Bären zugleich in die jenseitigen Jagdgründe gewechselt und träumt unter einem schattigen Ahorn von den Schönheiten der Vergangenheit!



Letzte Ruhestätte des Fürsten Hohenlohe, des einzigen »Bärenhegers« der Hohen Tatra
Foto Ing. J. Bethlenfalvy

4. DAS REH.

Das Reh bildet in den Waldungen der Hohen Tatra das anmutigste Geschöpf unserer Jagd fauna und war von jeher in allen Waldteilen um das Gebirg herum stark verbreitet, da die Natur für die Winteräsungen in ganz hervorragender Weise gesorgt hat, indem die Lücken und der Unterwuchs der Nadelwälder aus all denjenigen Laubholzarten, Strauch- und Staudengewächsen bestehen, welche zur Winteräsung notwendig sind.

Wie in allen Gebirgsgegenden, ist auch das »Tatrareh« ein Wanderwild welches im Sommer bis zur Krumholzregion, ja selbst auch darüber, in die Berge hinauf zieht, während es im Winter von seinem gefühlvollen Instinkt geleitet, sich in die tieferen Lagen begibt, wo die Natur ihnen die Winterstände bestimmte und die nötige Winteräsung vorbereitet hält.

Die Winteräsung der »Tatrarehe« besteht von den Nadelholzarten: aus den letztjährigen Trieben der Edeltanne (*Abies pectinata*), sowie dem Wachholder (*Juniperus com.*), von den Laubhölzern bilden aber die Knospen und Rinde der Salweide (*Salix caprea*), Eberesche (*Sorbus aucuparia*) Espe (*Populus tremula*), von den Strauchgewächsen ist der Holunder (*Sambucus*), die Schlehe (*Prunus spinosa*), Heiderose (*Rosa canina*), hauptsächlich aber die Himbeere (*Rubus idaeus*) und die Feld- und Waldbrombeere (*Rubus fruticosus* und *caesius*) das wichtigste Futtermittel. In der Not werden auch Moose und Flechten der Baumstämme, so wie selbst die trockenen Stengel des Weidenröschens (*Epilobium*) angenommen.

Leider zerstört die fortschreitende Kultur von Jahr zu Jahr immer mehr die natürliche Winteräsung des Rehwildes, da die zu intensive »Durchforstung« die Wälder von den natürlichen Unterwuchs beraubt, um teilweise die Viehweideplätze zu vermehren, teilweise aber den Waldboden wirtschaftlicher auszunützen. Der von der Natur geschaffene Wald wird immer mehr zerstört und durch den modernen »Forst« oder den kahlen Weideflächen abgelöst. Der moderne Wald kann kaum mehr einen gefiederten höchstnützlichen Sängernistgelegenheit bieten, darum die immer grösseren Insektenschäden (Nonnenfrass) der modernen Waldungen, so wie die immer zahlreicher auftretenden Sturmschäden, denen der Baumwuchs dort am meisten ausgesetzt ist, wo die Laubholzarten und Strauchgewächse als »Unkraut« des Waldes betrachtet und ausgerottet werden.

Wo dieser Missgriff geschehen ist, sollte überall in die Fichtenbestände der Tatra die Tanne, Wachholder, Buche, Eberesche, Espe, Salweide, Holunder, u. s. w. nachgesetzt werden. Die natürliche Nahrung des Rehwildes kann durch keine künstliche Fütterung ersetzt werden, dort wo die Rehe sich instinktiv auch gegen die grossen Schneemassen zu schützen haben und deshalb ständige Wanderungen unternehmen müssen.

Deshalb bleibt die künstliche Wildfütterung in der Tatra ein sehr schwer richtig zu lösendes Problem, solange die Jagdterrains gemeindeweise in kleinen Parzellen zur Verpachtung gelangen.

Da sich die Rehe im Spätherbste in grössere Rudel vereinen um die Überwinterungsorte aufzusuchen, kann den Rehen nicht wo immer ein Futterstadel errichtet werden, denn man könnte dieselben mit an ungeeigneten Orten



Geweihgruppe aus dem Görgey-Kastell in Toportz
Foto Albert Görgey

bestehender Fütterung an solche Gebiete fesseln wo so grosse Schneeablagerungen zu Stande zu kommen pflegen, die ihnen jede Bewegungsfreiheit rauben würden, wodurch sie den sicheren »weissen Tod« preisgegeben wären.

Darum dürfen Fütterungsplätze in der Tatra nur an ständigen Winterquartieren der Rehe errichtet werden, die leicht und ständig überwacht werden können und auch nur dann, wenn es besonders lang andauernde Winter erfordern, denn man darf nicht vergessen, dass ständig gefüttertes Wild den Instinkt zur natürlichen Nahrungssuche verliert, und wenn dann einmal aus finanziellen oder anderen Gründen die Fütterung unterbleiben muss, geht der an die ständige Fütterung gewöhnte Rehstand an Hunger zu Grunde!

Deshalb sollte jeder Förster, Heger und Jäger dafür Sorge tragen, dass die Gewächse, welche die Natur den Rehen geschaffen hat, für dieselben auch erhalten bleiben und keine »künstliche« Fütterung notwendig werde.

Dass die natürliche und nicht die künstliche Fütterung das Richtige ist, ist an den Abbildungen ersichtlich. Diese mannigfaltig herrlichen Trofäen stammen aus den Jahren 1870–1880, wo von einer Wildfütterung im Tatragebiete noch Niemand etwas wusste. Diese höchst interessanten »Geweihbildungen« (bei naturgeschichtlichen Schilderungen muss der Ausdruck »Geweih« statt »Gehörn« gebraucht werden, da alle Cerviden, deren Hauptschmuck sich jährlich erneuert, »Geweihträger« sind), sind alle bei Brackenjagden erlegt und bezeugen zugleich, dass es Zeiten gab, wo die Brackenjagd viel weidgerechter ausgeübt wurde, als allgemein angenommen wird. Die Brackenjagden gingen immer nur am 15. August auf, nachdem die Brunft beendet war, so, dass der von der Natur zur Arterhaltung bestimmte Bock und nicht schwächliche Kümmerer für die Fortpflanzung sorgten, auch konnten Böcke alt werden, denn der »gute Bock«



Verfasser mit von ihm erlegten typischen Karpatschenbock.
Aufgebrochen: 27 kg nach der Brunft
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

verstand es meistens auf den unbesetzten Rückwechsel aus dem Triebe zu entkommen oder mit geschickt ausgeführten Seitensprüngen die Bracken irre zu führen. Weder Bracken, noch das viel gefürchtete Raubzeug schadet dem Rehstande, denn in den angeführten Jahren war von einer rationellen Raubzeugvertilgung auch noch nichts bekannt. Bär, Luchs, Fuchs waren damals noch sehr zahlreich in der Tatrafauna anzutreffen und sorgten nur dafür, wozu sie die Natur bestimmte: die kranken, verletzten und schwächlichen Stücke aus der Welt zu schaffen. Auch ein sehr wichtiger Grund, dass in einer Abbildung

Stangen bis 33 cm Länge und 18 cm Rosenumfang sowie die wundervollsten Abnormitäten zu sehen sind.



Vierzelnender Rehbock, erlegt von Friedrich Mahler
aus Kesmark — Revier »Langer Wald«
Foto Albert Görgey

Sogar einen Vierzelnender Rehbock aus der Tatra, so wie einen Bock der auf einmal Spieser-Gabler und Sechser war, auch einen Achter-Kreuzbock, der in Unterschmecks erlegt wurde, so wie ganz hervorragende »Perückenbildungen«, wie sie heute in freier Wildbahn kaum mehr anzutreffen sind zeigen beige-schlossene Abbildungen. Darum suchen wir nicht die Fehler in der Vergangenheit, nicht grübeln wir über die Unweidgerechtigkeit des Schrottschusses auf Schalenwild, nicht wollen wir die Natur durch »Raubzeugvertilgung«

verbessern, oder die gewesenen Brackenjagden verurteilen, sondern es muss festgeste'llt werden, dass die Jagd keine »Schiessbude« des Wurstelpraters ist und kann mit falschen Schlagworten über Demokratie der allgemeinen Volksbelustigung nicht preisgegeben werden! Entweder bleibt die Jagd ein Privileg der Intelligenz, oder sämtliches Wild geht zu Grunde!

Wie sehr sich die Jagdverhältnisse geändert haben, wie sehr das »Jagdrecht« in unwürdige Hände gefallen ist, zeigt die ständige, rapide Abnahme des Wildstandes und auch die immer deutlicher zu Tage tretenden Degenerationserscheinungen unseres Rehwildes.

Es hat sich in den letzteren Jahren das Wilderertum so stark ausgebildet, dass es an vielen Orten gewerbsmässig organisiert, ausgeübt und von manchen Behörden auch mit grösster Indolenz stillschweigend geduldet wird. So lange die Gewehrsteuer, der Jagdschein und die Hundesteuer bei uns noch zu den alten »Friedenspreisen« für jedermann zu haben sind, leistet sich auch das Proletariat von Jahr zu Jahr immer mehr die viel verspottete feudale Unsitte des Jagdvergnügens, welches natürlich nicht mehr als Jagd, sondern als regelrechte Wildausrottung, nicht nur mit Gewehren, sondern auch mit Fallen und Schlingen zum Hohn und Spott des 20. Jahrhunderts betrieben wird!

Während früher die Pürschjagd



Dreistangenbock, Spiesser, Gabler u. Sechser zugleich. Erlegt von Hans v. Görgey, Toportz
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy



Achter Kreuzbock. Erlegt von Direktor Valér Horti in Unterschmecks
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

nur von sehr wenigen, oder ganz besonders weidgerechten Jägern ausgeübt wurde und gewöhnlich nur zur Blattzeit begann, sich auch meistens nur auf diese erstreckte, (Fürst Hohenlohe jagte auf Rehböcke gewöhnlich nur vom 10. bis 20. August) wird heute vom Beginn der viel zu früh angesetzten Schusszeit, jede Kreatur, die nur halbwegs als Bock angesprochen werden kann, der Schiesswut und Mordlust roher Menschen preisgegeben.

Die Bestimmung der Natur, dass die stärksten Böcke zur Arterhaltung dem Reviere erhalten bleiben sollen, wird durch die jetzige Jagdweise vollkommen zerstört.

Die besten Böcke werden vor der Brunft abgeschossen und nur die Küm-

merer und Knopfspieser — die nicht als Böcke erkannt werden — bleiben zur Fortpflanzung, deshalb die von Jahr zu Jahr immer mehr bemerkbare Degeneration unseres Rehwildes! Es wäre höchste Zeit, durch kluge und strenge Jagdgesetze diesen Unfug im Interesse unseres Rehbestandes Einhalt zu tun.

Ausser den vielen menschlichen Verfolgern haben die Tatrarehe auch an zwei gefährlichen Krankheiten zu leiden, die den Stand manches Jahr erheblich



Perückengehörne aus freier Wildbahn. »Geweissammlung Toportz«
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

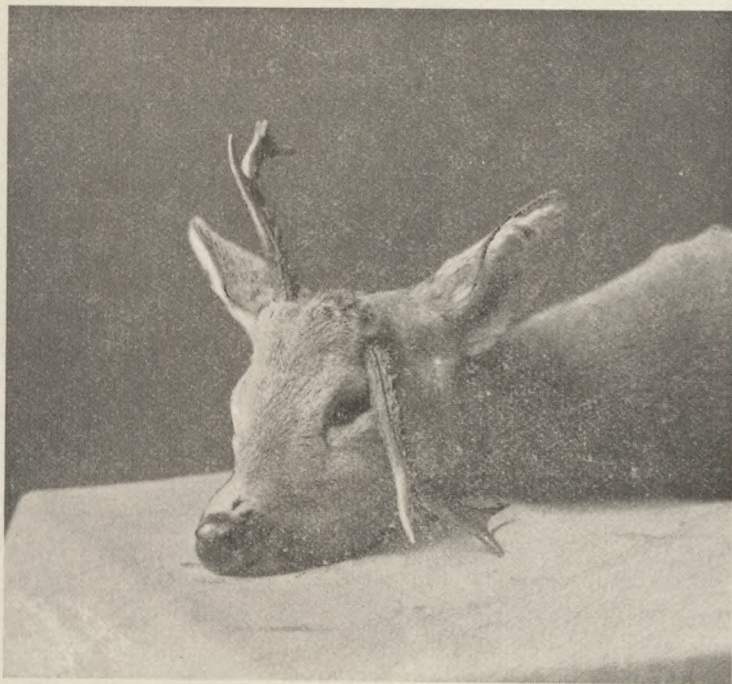
verringern. Die eine ist die Radenbremse (*Cephenomya stimulator*) welche allgemein bekannt ist und deshalb keiner eingehenden Erklärung bedarf.

Die zweite Krankheit, welche in der Tatra und deren Umgebung nach jeden schneereichen Winter zu beobachten ist, in der Naturgeschichte des Rehwildes die höchstwichtigste Rolle spielt, aber von sehr wenigen Jägern und Naturforschern genauer bekannt ist und in der Fachliteratur fast ganz übergangen wird, ist der »Frühjahrsdurchfall.«

Dass diese in der Biologie des Rehwildes so gewaltige Störungen und Veränderungen hervorrufende Krankheit nicht allgemeiner bekannt ist, stammt daher, weil sie bei künstlich gefütterten oder in Gefangenschaft gehaltenen Rehen meist gar nicht, oder nur in ganz geringen Massstabe vorzukommen pflegt, als in der freien Wildbahn des Hochgebirges und deshalb noch nicht die nötige Beachtung gefunden hat.

Es weiss zwar jeder Gebirgsjäger, dass die Rehe in einem Jahr früher, in anderem Jahr später verfärben, dass manches Reh schon Anfang Mai in der roten Sommerdecke stolziert, während das andere noch oft bis Ende Juni den grauen Winterpelz tragen muss, aus welcher Ursache aber diese Verschiedenheit entsteht? Darüber haben noch die Wenigsten eingehender nachgedacht!

Dass mancher Rehbock schon Ende April ein reingefegtes Geweih aufhat, während ein anderer noch Mitte Juni gar keine Anstalten zum Fegen trifft, ist auch allgemein bekannt, aber warum dies so ist, darüber wissen wohl



Sechserbock mit Pendelstange. Erlegt von Stefan Kiss im Hunsdorfer Revier
Foto Stefan Kiss

sehr wenige Bescheid! Ich meine gleichalterige Böcke! (Abgesehen von der allgemeinen Regel, dass ältere Böcke immer zeitiger fegen, als die jüngeren.)

Die genannten Unterschiede stammen vom »Frühjahrsdurchfall« her! Je länger die Rehe durch verspäteteres Frühjahr auf Baumzweigäsung angewiesen sind, je mehr sie abmagern, wenn sie sich wegen der auf harter Schneekruste wundgewordenen Schale nicht genügend bewegen können, um die nötige Äsung aufzusuchen, desto ärger tritt dann der Durchfall auf, je gieriger von den ausgehungerten Stücken das erste junge Gras aufgenommen wird.

Die höchstinteressante, in der Fachliteratur aber noch wenig erwähnte Folgeerscheinung des Frühjahrsdurchfalles ist aber nicht nur das verspätete

Verfärben der Rehe, das verspätete Fegen der Böcke, aber auch das verspätete Setzen der Geissen!

Ich muss laut meinen langjährigen genauen Beobachtungen feststellen, dass die Tragzeit der Rehgeissen im Hochgebirge vom Frühlingsdurchfall um ein bis zwei Monate verlängert werden kann! Die Brunft der Tatrarehe findet immer in der ersten Hälfte des Monats August statt.



Degenerationerscheinungen aus den letzten Jahren
Foto Ernst Bethlenfalvy

Die Setzzeit ist aber je nach dem Schneereichtum des Winters sehr verschieden. Nach schneearmen Wintern, mitzeitigem Frühjahr, setzen fast alle Ricken im Monate Mai! In manchen Jahren meistens im Monate Juni. In vielen Jahren kann die höchst interessante Beobachtung gemacht werden, dass manche Geissen schon im Mai, einige im Juni und einige erst im Juli ihre Kitzchen zur Welt bringen, obwohl alle die Brunft zur gleichen Zeit durchgemacht haben.

Ich war auch viele Jahre, ja Jahrzehnte der Ansicht, dass das späte Setzen (wie bei allen anderen Tieren) mit der Nachbrunft zu erklären wäre, doch der tiefere Blick in die wunderbaren Geheimnisse der Natur, hat mich gelehrt etwas Neues zu ergrün-

den, vorüber aber meine Forschungen noch keineswegs beendet sind. Bloss muss ich bemerken, dass mir bis jetzt auch schon gelungen ist festzustellen, dass speziell beim Rehwilde die Nachbrunft (wegen der viermonatlichen Schlummerung des befruchteten Eies) überhaupt keine Verspätung der Geburt zur Folge hat.

Es würde den Rahmen dieses kleinen Werkes weit überschreiten diese neue, höchst spannende, naturwissenschaftliche Frage näher zu erörtern, doch glaube ich vielen naturforschenden Jägern eine wertvolle Anregung gegeben zu haben, wo ihnen zur Ergründung eines zauberhaften Naturgeheimnisses ein weites Feld offen steht.

Darum sollen alldiejenigen, die nicht nur an das Morden und Töten denken, wenn sie die geheiligte Stätte des Waldes mit der Büchse auf der Schulter betreten, sondern sollen dort, wo der Harzduft atmender Nadelbäume und der Würzhauch reifender Erdbeeren ihr Gemüt näher zum Schöpfer bringt, der schönen Worte Ganghofers gedenken:

»Ich meine, wer nicht ein Handwerker der Jagd ist, wie der diensttuende Jäger, der sollte doch an der Jagd noch edleren Wert entdecken, als den Nervenreiz, den der Kampf zwischen menschlicher List und tierischen Verstand gewährt, als die heisse Wollust, welche so mancher Jäger im Augenblick des Tötens genießt. Für meinen Geschmack liegt der edelste Reiz der Jagd in der innigen Berührung mit der Natur, die sich auf stillen,



Rehbockstrecke in Javorina vor dem Weltkriege
Foto Stefan Kiss

einsamen Gängen vor uns öffnet, wie ein mystisches Buch, das uns bisher versiegelt und verschlossen war und in dem wir nun plötzlich zu lesen lernen, Wunder über Wunder. Und dieser Größe gegenüber lernt man erst sein eigenes Menschengewicht nach dem richtigen Maße schätzen. Man fühlt sich immer kleiner und kleiner, und doch hat diese Erkenntnis nichts Bedrückendes, nichts Demütigendes. Ganz im Gegenteil, man kommt zu Klarheit und Ruhe, man wird allen spekulativen Unsinn los und verwandelt sich selbst in ein Stücklein gesunder Natur.«



Görgey-Kastell in Toportz, wo die grösste Geweihsammlung der Tatra untergebracht ist
Foto Jul. Zsedényi

5. DER FUCHS.

Ein Skiläufer, der die Naturschönheiten der winterlichen Einsamkeit unserer Berge mit offenen Augen betrachtet, fragte mich, was die vielen Fuchsspuren auf den höchstgelegenen Graten und Schneefeldern zu bedeuten hätten?

Nun ja! Das ist die richtige Frage, deren Beantwortung jeden Naturfreund interessieren wird! Auffallend viele Spuren von Füchsen finden wir heute deshalb in den höchsten Regionen der Tatra, weil nach Ausrottung des Steinadlers, Luchses und Uhus, der Fuchs der einzige noch vorhandene »Sanitätsgehilfe« der Natur ist, der die Aufgabe hat, die irdischen Überreste der verunglückten Gamsen und Murmeltiere zu beseitigen, damit keine Seuche entsteht, die den Stand der gesunden Geschöpfe gefährden könnte!

Die auffallend vielen Spuren bezeugen, wie treu und fleissig die Füchse ihre Patrouillierungen täglich vollziehen und nie müde werden, ihre Pflicht zu erfüllen, wozu sie die Natur geschaffen hat!

Wie wissen aber die Füchse, dass sie dort oben in der Felsregion eine wichtige Mission zu erfüllen haben? Was verleitet sie auf solche Höhen zu steigen? Eine Lieblingsnahrung der Füchse! Der Schöpfer der den Fuchs erschuf, schrieb dem Fuchs auch eine Lieblingsnahrung im Felsengebiet vor und das ist die Schneemaus (*Hypodaeus nivalis*), ein kleines Nagetier in Grösse einer kleinen Ratte, welche nur über der Krummholzregion lebt und deren Wohngebiet sich so hoch herauf erstreckt, so weit der Pflanzenwuchs reicht!

Da der letzte »Sanitätsgehilfe« der Natur, der Fuchs, von grösster Wichtigkeit für die Gesamtfauna der Hohen Tatra ist, in den Jagdfachschriften aber fast ausschliesslich lauter Unsinn über die Schädlichkeit der Füchse verzeichnet ist, will ich seine genaue Naturgeschichte, die selbst die wenigsten Fachgelehrten der Naturkunde kennen, im Folgenden wiedergeben:

Als 20-jähriger Jüngling kam ich als Landwirtschaftspraktikant auf die gräflich Andrassy'sche Herrschaft Parnó, wo in damaliger Zeit für die berühmtesten Parforcejagden Ungarns Füchse in freier Wildbahn gezüchtet wurden und deshalb auf den grossen Jagdgebieten von über 10.000 Hektar kein Hase und kein Rebhuhn geschossen werden durfte, damit alles Nutzwild den Füchsen zur Nahrung diene.

Meine Neugierde war grenzenlos, einmal beobachten zu können, wie sich die Füchse von den Hasen und Rebhühnern nähren und ich scheute keine Mühe und verbrachte zwei Jahre hindurch jede klare Wintermondnacht in einer kleinen selbstgebauten Hütte aus Reisig, am Rande eines grossen Winterapsschlages, wo mir die verschiedenen vielen Spuren verraten hatten, dass da des Nachts ein Stelldichein sämtlicher Geschöpfe der Umgebung stattzufinden pflegt.

Ich konnte aus nächster Nähe, von meinem Verstecke aus, alles genau beobachten und ich träume noch heute von den herrlichen Wildreichtum, den damals meine Augen schauen konnten. Ein grosser Sprung Rehe, beiläufig 200 Hasen,



10–15 Ketten Rebhühner hatte ich jede Nacht vor mir, zwischen denen 6–8 Füchse die charakteristischen Mäusefangsprünge ausführten, ohne auch nur ein einziges Mal den Versuch gemacht zu haben, einen Hasen zu erwischen!

Ich war sprachlos! Mein Verstand blieb stehen und ich wusste lange nicht, ob mich meine Augen oder die Naturgeschichte angelogen hat?!

Seit damals sind mehr als drei Jahrzehnte verflossen, ich habe seit damals sechs Länder bereist, aber nie und nirgendsmehr so viele, so schöne, gesunde, starke Hasen und Rebhühner gesehen, wie in Parnó, wo zwischen diesem Wilde die Füchse direkt gezüchtet und gehegt worden sind. Ich habe mir seit damals aber auch die Mühe genommen den Mageninhalt von über dreihundert Füchsen in jeder Jahreszeit zu untersuchen und kann heute genau feststellen, dass mich nicht meine Augen, sondern die Naturgeschichte angelogen hat!

Meine langjährigen Mageninhaltsuntersuchungen haben mir ganz klar bewiesen, dass die in Jägerkreisen herrschende Ansicht: »der Fuchs sei ein Räuber« ganz falsch ist! Ich fand im Magen in erster Reihe die verschiedenen Arten der Mäuse, die zu jeder Jahreszeit seine Hauptnahrung bilden, dann aber die Überreste von Engerlingen, Schnecken, Käfern, Fröschen, Ratten, Schlangen, im Sommer Erd-, Heidel- und Himbeeren, im Herbst und Winter die Früchte der Hagebutten und Ebereschen! In der »Maikäferzeit« ist jeder Fuchsmagen mit Maikäfern bis zum Bersten vollgepfropft, so dass er zu dieser Zeit jede andere Nahrung verschmäht. Auch fand ich Maulwürfe, Hamster und Ziesel, in der Winternot auch ein Leinentuch, aber Überreste von Nutzwild nur höchst selten und da handelte es sich auch fast nur immer um kranke oder gefallene Stücke!

Aus dieser Erfahrung muss ich konstatieren, dass der Fuchs zu den nützlichsten Geschöpfen unserer Land- und Forstwirtschaft zählt und für keine Gebirgsjagdbetriebe eine Gefahr bildet! Ja, gerade im Gegenteil!

Zur Beachtung, dass »der Fuchs auch Rehkitze reisse«, muss ich feststellen, um was für Rehkitze es sich handelt: der Fuchs reißt dieses Kitz, dessen Mutter von einem Aasjäger abgeschossen wird und hungrig, klagend im Walde herumtaumelt!

Der Fuchs reißt auch alle Kitze, die schwächlich, krank, oder nicht lebensfähig sind, oder von ihren Müttern wegen Milchmangel (kommt bei Erstlingen vor) nicht ernährt werden können! Gesunde Kitze reißt der Fuchs nur dann, wenn sie vorher von einem Menschen aufgefunden, hin- und hergetragen und von wo möglich recht vielen gestreichelt wurden, mit dem, für das Wild



Fuchsfährte über 2000 Meter in der Tatra
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy



so fürchterlichen menschlichen Geruch verstäktert wurden, so dass das Muttertier (weil jedes Tier sein Junges an den individuellen Geruch erkennt, was auch in einer vielhundertköpfigen Schafherde leicht beobachtet werden kann) sein eigenes Kitz nicht mehr erkennt und wegen des darauf haftenden menschlichen Geruches fluchtartig verlässt! Das sind die in der Literatur so viel erwähnten Rehkitze, die der Fuchs reisst!



Verfasser mit 18 Stück Fuchsrüden, erlegt während eines 14-tägigen Kriegerurlaubes im Jahre 1916. Zeigt, daß es auch ohne Gift und Eisen geht!
Selbstaufnahme des Verfassers

Zum scheinbaren Schädling für den Jagdbetrieb wird der Fuchs nur dort, wo kranke, degenerierte Hasen künstlich gezüchtet werden, oder künstlicher Fasanerie halber alle einheimischen Kreaturen, die die Natur so wundervoll zur Erhaltung des harmonischen Gleichgewichtes ins Tierreich geschaffen hatte, — ausgerottet werden sollen!

Gesundes, einheimisches Wild hat der Fuchs noch nirgends ausgerottet! Im Gegenteil, die Natur sorgt dafür, dass jedes zum Fleischfresser bestimmte Geschöpf automatisch im Unterbewusstsein, seinen Trieben folgend, all dasjenige beseitigt, was im Haushalte der Natur überflüssig oder gefährlich geworden ist! Dass die menschliche Rohheit, Dummheit und Habsucht trotz Fallen, Schlingen, Gift und Kesselgraben aus der Tatra den Fuchs noch nicht ausge-

rottet hat, ist nur dem Umstande zu verdanken, dass teils granitsteinerne Felsenbaue für seine sichere Unterkunft sorgen, teils seine Vermehrung (der Fuchs wird schon im Alter von 10 Monaten fortpflanzungsfähig) eine verhältnismässig so rasche ist, dass der zum Wohle der Gesamtfaua unserer Berge in seiner treuen Pflichterfüllung, wozu ihn Mutter Natur erschaffen, auch in der ferneren Zukunft Sorge tragen wird. Es hat aber in der Tatra noch ein Interesse, den Fuchs wegen der Turistik und des Fremdenverkehrs die grösste Schonung angedeihen zu lassen, denn durch die brutale Ausrottung des

harmlosen Dachses und höchstnützlichen Steinadlers ist der Fuchs heute unser wichtigster Kreuzottervertilger!

Und noch einige Worte an alle weidgerechten Jäger: Glaubet mir meine Brüder in St. Huberti, dass niemand von Euch zum gemeinen, feigen Giftmischer, oder ekelhaft tierquälerischen Fallensteller werden muss, falls sich die Füchse in seinem Reviere übermässig verbreiten sollten!

Wer die Naturgeschichte der Füchse kennt und ein gut eingeschossenes Kugelgewehr mit noch zum Kugelschuss nötigen ruhigen Nerven führt, kann an weidgerechter Fuchsjagd viel mehr Freude erleben und viel grössere Resultate in seine Schussliste verzeichnen, als der Fallensteller, wenn er in der Ranzzeit, die sich zwischen 20. Feber und 10. März vollzieht, (nicht Jänner, oder Feber, wie die meisten Fachbücher berichten) per Wagen oder Schlitten die damals in freiem Felde und den Waldlisieren herumstreifenden Füchse anzufahren trachtet.

Mit einiger Übung fällt es nicht schwer jeden noch unvergränten Fuchs auf 100–200 Schritte anzufahren, um dann vom stehenden Wagen auf den verhoffenden Fuchs mit aufgelegtem Gewehr den sicheren Kugelschuss anbringen zu können. Ich jagte stets nur so auf Füchse und hatte immer die grösste Freude an den herrlichen Bälgen, denn der Fuchs im Hochzeitskleide ist ganz etwas anderes, als etwa die vom Bau gegrabenen, schäbigen Jungfüchse.

Deshalb wäre es höchste Zeit, dass die Gesetzgebung das Fallen- und Schlingenstellen, Vergiften und Kesselgraben auf Jungfüchse auf das strengste verbieten sollte!

6. DER DACHS.

Den trauten, hochinteressanten Nachtwandler, der vor dem Kriege in allen Wäldern der Tatra anzutreffen war, habe ich schon so lange nicht gesehen, dass ich heute garnicht mehr feststellen kann, ob er bei uns noch überhaupt vorkommt, oder schon gänzlich ausgerottet ist!

Da der Dachs als Kreuzotter- und Insektenvertilger in der Tatrafauna auch eine wichtige Rolle spielte, will ich auf einige grobe Fehler der Naturgeschichte hinweisen, weil eben diese Mordgeschichten über seine Schädlichkeit an seiner Ausrottung in vielem schuldtragend sind!

In der Wirklichkeit gehört der Dachs in die Familie der Bären, mit denen er alle Lebensgewohnheit teilt. Er führt dasselbe Einsiedlerleben, hält gerade so den Winterschlaf, hat ganz dieselbe Nahrung, selbst ganz dieselbe Tragzeit und unterscheidet sich auch anatomisch als Sohlengänger mit steifen Grabkrallen nur dadurch von dem Bären, dass er kleiner ist.

Und doch wurde der Dachs in der Naturgeschichte von vielen Naturforschern nicht in die Familie der Bären, sondern in die Familie der Marder, mit denen er garnichts gemeinschaftliches hat, eingeteilt.

Dieser grosse Fehler der Naturgeschichte stammt daher, dass die grenzenlose Roheit der Menschen, zu allen Zeiten und an allen Orten, in der Vernichtung dieses schönen Tieres das Höchste geleistet hat! Die »Dachsvertilgung« wurde so radikal durchgeführt, dass die berühmtesten deutschen Naturforscher und Jagdschriftsteller während zweier Jahrhunderte nicht einmal die Trächtigkeitsdauer der Dachse bestimmen konnten: Tänzer 1740, Döbel 1748, Jester 1793, Bayer 1801, Winckel 1804, Hartig 1810, Bedstein 1820, Behlen 1840, Hartig 1877, Winckell-Tschudi 1873, Dombrowski 1884, Ponetz 1884, Bosch 1887 und Volkmann 1892, nehmen alle irrtümlich eine neun- bis zehnwöchentliche Tragzeit an. Ich will deshalb seine Naturgeschichte in ganz kurzen richtigstellen, damit daraus ersichtlich werde, dass der Dachs in der Tatrafauna nie ein Schädling gewesen ist.

Der Dachs kommt im Monate März zur Welt, wenn der Winterschlaf des Muttertieres beendet wird, die Anzahl der Jungen beträgt 3–5 Stück, die sehr rasch wachsen und bis zum Herbst zweidrittel der Körpergrösse der Alten erreichen. Seine Nahrung besteht aus Würmern, Raupen, Mäusen, Fröschen, Waldbeeren und Pilzen, seine Lieblingsnahrung bilden aber Käfer, Schnecken und Kreuzottern, die er in unglaublichen Mengen zu vertilgen vermag und somit seine Nützlichkeit sicher zehnmal grösser ist, als der Schaden, den er gelegentlich als Nesträuber auch ab und zu anrichtet.

Die Ranzzeit fällt in dem Monat August, wenn ihm die vorsorgliche »Mutter Natur« in Hülle und Fülle den Hochzeitstisch mit allen möglichen Fleisch-, Pflanzen- und Obstdelikatessen zur Verfügung stellt. Der Winterschlaf wird bei Eintritt des Winters, gewöhnlich im Monat November begonnen. Jedes Exemplar richtet sich auch ganz so wie der Bär einen Bau für sich selbst ein, denn er führt auch dasselbe Einsiedlerleben und hält nur ein ganz kurzes Eheglück, in dem er auch so wie der Bär, die eheliche Treue einhält.

Der Dachs ist auch (so wie der Fuchs) als »Sanitätsgehilfe« der Natur ein vorzüglicher Aasvertilger und das war sein Unglück! Kurzsichtige Jäger glaubten, er habe die Hirsche, Gamsen, Rehe, Hasen, Auer-, Birk- und Haselhühner alle selbst gerissen, bei dessen sterblichen Überresten er angetroffen wurde. Die menschliche Kurzsichtigkeit und Dummheit hat gesiegt. Der arme Dachs wurde als »schädliches Raubtier« erklärt und der allgemeinen Ausrottung preisgegeben. Er wurde ausgerottet, zur höchsten Empörung des ernstesten Naturforschers, der da wieder nur auf die grossen Fehler unserer veralteten naturgeschichtlichen Werke hinweisen muss!

7. DER HASE.

Den allgemein bekannten »Meister Lampe« muss ich auch erwähnen, da seine Spur gerade so, wie die Spur des Fuchses bei Neuschnee bis in die höchsten Regionen der Felsenwelt zu finden ist. Weit über den Krummholzgürtel erstrecken sich seine nächtlichen Spaziergänge und stellen den naturforschenden Weidmann vor ein neues Geheimnis der noch vielen ungelösten Rätsel der Naturwunder: Was der Feldhase eigentlich da oben zu suchen habe?

Als Jagdobjekt hat der Hase der Hohen Tatra freilich keine Bedeutung, denn der krankhaft perverse Schiesser, der nur beim Massenmord die schönen Reize der Jagd finden kann, möchte da nicht auf seine Rechnung kommen.

Unsere Hasen hat die Natur in der Hohen Tatra nicht für den Menschen geschaffen, denn seine Vermehrung weicht schon sehr stark vom Hasen der Ebene ab, indem die Waldhäsinnen unserer Berge nicht 4–5mal jährlich, sondern bloss ein- bis zweimal setzt und dadurch der Hasenstand im Gebirge seit vielen Jahrtausenden keine wesentliche Änderung erfahren hat.

Es sind immer nur so viele Hasen da gewesen, als vielleicht eben nur zur Erhaltung des Steinadlers nötig waren, wenn ihm keine andere Nahrung zur Verfügung stand und er doch als wichtigster »Sanitätsgehilfe der Natur« am Leben erhalten werden musste!

Die Zahl der Hasen unserer Gebirgswelt hat sich aber in letzterer Zeit doch stark verringert, da die Hasen zur Winterszeit bis zu den menschlichen Behausungen herunter zu kommen pflegen, wo sie mit modernen Tellereisen und Schlingen mit Sehnsucht erwartet werden, denn ein Hase im Gewicht von 5–6 kg (so schwer sind unsere Hasen) bereiten heute in der Bratpfanne gar vielen eine grosse Freude!

Der Alpen- oder Schneehase (*Lepus variabilis* L.) scheint in der Tatra nie vorgekommen zu sein. Diesbezügliche Falschberichte stammen daher, weil Albinos irrtümlich als Schneehasen angesprochen wurden.

Im Jahre 1905 lieferte die Firma Hagenbeck der Fürstlich Hohenlohe'schen Güterdirektion 6 Stück Alpenhasen (2 Rammler und 4 Häsinnen), die im Landoker Revier ausgesetzt, aber gleich von Füchsen vertilgt wurden! (Naturbestimmung).

8. DER FISCHOTTER.

Ist es möglich, dass der Schöpfer des Weltalls den Missgriff begangen hätte, ein so schädliches Tier, als welches der Fischotter in sämtlichen naturgeschichtlichen Werken, ohne Ausnahme, geschildert ist, in die Welt zu setzen?

Ist dies möglich? — war die erste Frage, die ich mir stellte, als ich mich vor langen Jahren mit der höchstinteressanten Biologie des Fischotters zu befassen begann.

Die zweite Frage die ich zu ergründen versuchte, war aber: Warum gab es noch vor einigen Jahrzehnten, als der Fischotter so zahlreich in den Tatrabächen vertreten war, dass jährlich viele hundert Stücke erbeutet wurden, tausendmal mehr Forellen als heute?

Es ist allerdings war, dass die Raubfischer, die mit Dynamit, Handgranaten und Ableitung von Bächen arbeiten und bei sehr vielen Gastwirten geeignete Hehler und gute Abnehmer zu ihrem Geschäfte finden, ferner die verschiedenen chemischen Giftstoffe, die aus den Fabriken in die Gewässer gelangen, schliesslich auch, dass die gesetzlich vorgeschriebenen Fischleitern der Wasserwerke nur am geduldigen Papier geblieben sind — in der Ausrottung der Forellen ganz Hervorragendes leisteten, doch trug zur Vertilgung der Fische auch die Vertilgung des Fischotters ihren wesentlichen Teil bei.

Wo man mit der Ausrottung des Fischotters den Fischbestand heben will, kommt man mit der Zeit gerade zum Gegenteil, so paradox es auch klingen mag!

In einigen Teilen Afrikas wollte man die Vermehrung des Zebras und Antilopen dadurch erreichen, dass Löwe und Panter ausgerottet wurden — und was geschah? Alle Zebraherden gingen an der Rotzkrankheit, die Antilopenherden an der Lungenseuche bis zum letzten Stück ein!

Deshalb darf der Mensch nie ausrottend in die Werke der Natur eingreifen, die alles auf das sorgfältigste geregelt und auch den Sanitätsdienst in ihrem Haushalte auf das genaueste organisiert hat.

Für die Fische, die Bewohner der Gewässer, finden wir diesen Sanitätsdienst als höchstes Wunderwerk geschaffen! Der Fischotter ist in den Oberlauf der Flüsse, ins Quellengebiet eingesetzt und wandert nur bis zu einer gewissen Grenze in den Flüssen hinunter, ungefähr bis dort, wo der Sanitätsdienst der Möven, Säger und Reiher beginnt, der sich wieder bis zum Meere erstreckt, um dort wieder von verschiedenen Meeresbewohnern übernommen zu werden und der darin besteht: alle toten, kranken, altersschwachen und überzähligen Geschöpfe, die für die gesunden eine Gefahr bilden können, aus der Welt zu schaffen!

Nach dieser Einleitung lasse ich nun meine Beobachtungen folgen, um die Naturgeschichte der Fischotter in ein ganz neues Licht zu stellen:

Der Fischotter ist ein treuer Bewohner unserer Gebirgsbäche, der das ganze Jahr hindurch unermüdlich den Dienst versieht, wozu ihn die Natur bestimmte: alle kranken, toten, verletzten und altersschwachen Fische zu vertilgen.

Ferner gehört zu seinen Aufgaben die Laichplätze der Forellen aufzusuchen, um die das Laichgeschäft störenden überzähligen Männchen zu vertreiben und zu vertilgen, aber auch alle laichfressenden Geschöpfe, wie: Frösche, Krebse und Wasserratten zu beseitigen, wie ich es aus den Mageninhaltuntersuchungen von Fischottern einwandfrei feststellen konnte. Beim Herumtummeln auf den Laichplätzen (Brehm behauptet irrtümlich er störe das Laichen der Fische) sammelt sich sehr viel Fischlaich in der rauhen Behaarung seines Balges, die er bei der Überlandwanderung mit sich trägt, um den nächsten Bach wieder abzustreifen, wodurch er, im Unterbewusstsein handelnd, in der Blutauffrischung der Forellen eine höchst wichtige Rolle spielt! Das Hochwasser schwemmt ja oft fast alle Forellen über die künstlichen Wasserbauten, Schleussen hinunter und es wären sicher schon längst alle Forellen in den höheren Lagen unserer Bäche verschwunden, wenn der Fischotter als Laichträger nicht über Land, die Wasserbauten umgehend, wieder den Laich heraufgeschafft hätte!

Eine sehr wichtige Aufgabe des Fischotters ist ferner, alle im Wasser treibenden Fischleichen zu vernichten und es kommt oft vor, dass bei einer Krankheit, Vergiftung oder Dynamitfischerei Hunderte und Tausende toter Fische von den Fischottern weggeräumt werden müssen. Diese von der Natur aus für ihn bestimmte Arbeit vollführt er nun so, dass er alle Fischleichen, die er zu verzehren nicht mehr im Stande ist, einfach aufs Ufer schleppt und sie dort mit zerbissenem Kopf liegen lässt, wo dann die Reiher, Uhus, Krähen, Füchse, Iltisse und Katzen die weitere Abdeckarbeit vollführen.

Von diesem Sanitätsdienst, den er laut Naturgesetz im Interesse der Fische besorgt, entstand das auf ganz mangelhaften Beobachtungen beruhende, leider auch in der ernstesten Fachliteratur verbreitete unsinnige Märchen, dass der Fischotter viel mehr morde, als er zu verzehren im Stande ist!

Auch ich bekam einmal den Bericht eines Jagdschriftstellers in die Hand, in dem behauptet wurde, »der Fischotter sei auch am Lande dem Hausgepflügel gefährlich, da in einem Fischottermagen die Überreste einer Haushenne gefunden wurden«. Der gute Mann scheint davon keine Ahnung zu haben, dass in fast allen Gemeinden die alte Unsitte herrscht, jedes umgestandene Stück Gepflügel einfach in den Bach zu werfen und der arme Fischotter dazu gezwungen war, das Huhn zu verzehren, damit der Bach nicht verpestet werde.

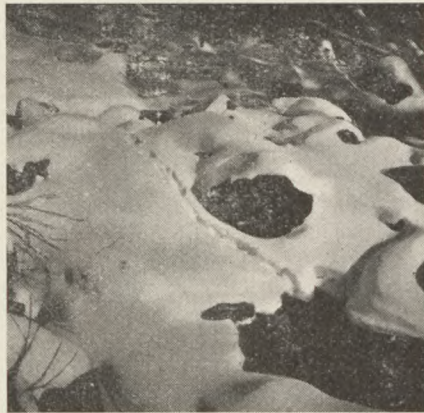
Sind es nicht direkt Schandpflecke unserer naturwissenschaftlichen Literatur, wenn man in den Werken berühmtester Autoren zu lesen bekommt, dass der Fischotter auch Hühnerställe aufsuche, da man Eierschalen in seinem Magen gefunden hat; sogar Lämmer raube, weil auch Überreste von Lämmern vorgefunden wurden. Ist es nicht traurig, dass diese Leute keine Ahnung davon hatten, dass in einer toten Henne, die ins Wasser geworfen wird, auch noch ein ausgebildetes Ei vorhanden sein kann und das auch tote Lämmer oft ins Wasser geworfen werden?! Ich konnte sogar einmal feststellen, dass Pferdefleisch in einem Fischottermagen war! Aber deshalb braucht kein Kriegsminister eines europäischen Staates zu befürchten, dass der Fischotter auch den Pferdebestand einer Kavallerie-Kaserne vernichten könnte, denn der

Fischotter raubt keine Pferde und es gelangt nur dann Pferdefleisch in seinen Magen, wenn Stücke eines umgestandenen Pferdes ins Wasser geworfen wurden.

Einmal erhielt ich von einem Fellhändler, der den Fischotter im Ganzen kaufte, einen Fischottermagen zu sehen, in dem vier frischgewölfte Hündchen waren! Ein Beweis, dass der Fischotter auch junge Hunde und Katzen vernichtet, die üblicher Weise einfach ins Wasser geworfen werden.

In den Monaten Jänner bis März bilden aber Frösche, die unter den Steinen der Bäche ihren Winterschlaf halten, seine ausschliessliche Nahrung wie ich mich öfters überzeugen konnte.

Meine Forschungsarbeiten haben mich zur festen Überzeugung gebracht, dass die Natur den Fischotter nicht zur Ausrottung, sondern zur Erhaltung der Fische geschaffen hat! Jetzt weiss ich es, warum dort so viele Fische waren, wo es von Fischottern wimmelte und warum dort die Fische immer weniger werden und mit künstlichen Fischbrutversuchen in den Wildbächen keine Resultate erzielt werden können, wo die Fischotter ausgerottet wurden!



Fischotterfährte im Quellgebiet des
Popperflusses
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

In den Tatabächen ist der Fischotter noch nicht gänzlich ausgerottet, aber dem Aussterben sehr nahe, wenn seine unsinnige Verfolgung weiter betrieben wird! Es wäre daher höchste Zeit, auch den Fischotter als Naturdenkmal zu erklären und ihm die nötige Schonung angedeihen zu lassen, die er wirklich verdient!

Noch einige Worte über die Unklarheit seiner »Ranzzeit« in der Literatur.

Nach Brehm »hat der Fischotter keine bestimmte Ranzzeit, da man in jedem Monat des Jahres Junge findet. Gewöhnlich fällt die Paarungszeit in das Ende des Februars oder in den Anfang März!« Corneli-Berlin ist der Ansicht, dass »eine gewisse Regelmässigkeit für die Ranzzeit besteht, und zwar in der Weise, dass der Otter eine doppelte Ranzzeit hat, einmal Ende Juli und einmal Februar-März, da man die meisten jungen Ottern in Mai und September findet«.

Genannte zwei Naturforscher haben zwar eine richtige Vermutung, können aber darüber keine nähere biologische Erklärung geben, darum will ich dies ergänzen. Ich muss wieder auf meine öftere Behauptung zurückkommen und abermals sagen, dass Mutter Natur jedem ihrer Geschöpfe ein Hochzeitsmahl bereitet! Der Hochzeitstisch des Fischotters steht auf den Laichplätzen der Fische! Auf den Laichplätzen sammeln sich soviel überzählige Männchen zusammen, die laut Naturgesetzen beseitigt werden sollen, und finden sich so viele laichfressende Kreaturen ein, die er auch nicht verschmäht, dass diese

kulinarischen Mahlzeiten spornen seine Körperkraft und Lebenslust zur Liebeswerbung an, und er hält deshalb so oft Hochzeit, so oft im Mutter Natur das Hochzeitsmahl bereitet.

Im Tatragebiete haben wir in den Flüssen: Waag, Popper und Dunajetz im Bezug auf die Laichzeit zwei Gruppen Fische. Die eine Gruppe besteht aus den Cyprinidae-, Esocidae- und Thymallus-Arten, die im Frühjahr ihre Laichzeit haben; zur anderen Gruppe gehören die Salmonidaen (*Trutta fario*, *Salmo irideus* und *salvelinus*), die im Herbst laichen. Darum hat der Fischotter in dem Tatragebiete eine doppelte Ranzzeit, weil in unseren Gewässern zwei Arten Fische sich zweimal jährlich zum Hochzeitsreigen treffen.

Die starke Vermehrung des Otters ist ebenfalls eine wunderbare Fügung der Schöpfung, sonst wäre er schon lange aus den Jagdgründen der Hohen Tatra verschwunden.

Es rächte sich immer in der Natur, wenn eine Tierart deshalb ausgerottet wurde, damit angeblich das bessere Fortkommen der anderen gefördert werde. Die Fischotterausrottung ist der Seelöwenausrottung sehr ähnlich, über die ein Bericht folgendes sagt: »Eine Gesellschaft zur Ausbeutung des Guano auf einer kleinen Insel des Stillen Ozeans richtete unter den Seelöwen des Eilandes ein grosses Gemetzel an, um, wie sie meinte, auf diese Weise den Anteil an Seefischen für die guanospendenden Seevögel zu vermehren. Aber die unglücklichen Vögel starben, ihrer besten Helfer im Nahrungskampfe beraubt, an Hunger! Denn die Seelöwen hatten wie Schäferhunde die Scharen von Fischen zusammengetrieben und in die Reichweite der hungrigen Vögel gebracht. Zu spät erkannten die Menschen das angerichtete Unheil!«

Die Aufgabe des Naturforschers ist, nicht Zerstörungsarbeit zu leisten, sondern zu ergründen, welchen Zweck jedes einzelne Geschöpf im Haushalte der Natur zu erfüllen hat. Er darf Gott, der alles geschaffen, auf keine einzige Sekunde aus den Augen verlieren!

9. DER EDELMARDER.

Die verschiedenen, auf ganz falschen Beobachtungen beruhenden Irrlehren in der Jagdkunde, haben in den Jägerkreisen einerseits, die »Damenmode« aber, die den Marderfang zu einem sehr einträglichen Geschäft machte, anderseits, dieses höchstnützliche Geschöpf im Haushalte der Natur auch schon in den Waldungen der Hohen Tatra fast zur völligen Ausrottung gebracht.

Die Prediger der »Weidgerechtigkeit«, welche die Natur verbessern wollen, glaubten, weil der Marder in einem Taubenschlag nicht geduldet werden kann, er auch in der freien Natur nicht geduldet werden darf, weil ihr Stumpfsinn zwischen Gottes freier Natur und einem Taubenschlag oder Hühnerstall scheinbar keinen Unterschied zu machen wussten.



Zirbelkiefern ohne Nachwuchs. Folgeerscheinung der Raubzeugverteilung
Foto Dr. M. Guhr

Da sich unter den Tatrabesuchern auch viele Naturfreunde und Naturkenner befinden, die nicht nur die schneegekrönten Häupter unserer Bergriesen bestaunen und ihre Blicke ins Blaue des Himmelszeltes schweifen lassen, sondern auch die Pflanzen-, Tier- und Vogelwelt bewundern und studieren, wird es viele interessieren zu erfahren, welche grosse Rolle der Marder, dieses unscheinbar kleine Tier, im Haushalte der Natur unserer Wälder spielt.

Jeder ältere Ornithologe wird leider bemerkt haben, dass sich der Stand unserer, den Wald von Insektenfress schützenden Singvögel, von Jahr zu Jahr verringert, auch wird es dem Botaniker aufgefallen sein, dass der charakteristische Nadelbaum unseres Hochgebirges: die Zirbelkiefer (*Pinus cembra*) fast gar keinen natürlichen Nachwuchs mehr aufzuweisen hat. Es stehen noch einige alte Zirbelkiefern da, von einem neuen Nachwuchs ist aber leider an manchen Orten kein einziges Stämmchen mehr zu sehen.

Diese traurige Erscheinung des Tatrawaldes spornte mich in meiner Forschungsarbeit so lange an, bis ich die Lösung dieses Rätsels im Mageninhaltsuntersuchungen des Marders gefunden habe!

Wie ich in diesem kleinen Werke schon öfters erwähnt habe — und noch einigemal erwähnen werde — schafft die Natur jedem Geschöpfe einen ausgiebigen Hochzeitsdinner für die Fortpflanzungsperiode! Im Mardermagen finden wir im Monate Feber und März (vor und während der Ranzzeit) fast ausschliesslich den Inhalt der Eier, die aus den Nestern der Nebelkrähe (*corvus cornix*. L.), Eichelhäher (*garrulus glaudarius* Hert.) und Tannenhäher (*ncifraga caryocatactes* L.) stammen, nebst den Überresten junger Eichhörnchen, die er zu dieser Zeit mit Leichtigkeit aus den Eichhörnchenestern und Bauen herausholt! Wenn der »weisse Leithund« den forschenden Weidmann an einem sonnigen Tag des Nachwinters durch die Waldungen führt, wird er verblüffende Geheimnisse der Natur kennen lernen. Ich kann nach meinen Beobachtungen behaupten, dass im Frühjahr in einer einzigen Nacht durchschnittlich 4—5 Häher- oder Eichhörnchenester dem Marder zum Opfer fallen! Wenn man nun bedenkt, dass ein einziges Eichhörnchen oder ein einziger Häher den Sommer hindurch auch bis hundert Singvögelnester zerstört, wird man leicht begreifen können, warum ich den Edelmarder als »höchstnützlichstes Geschöpf« bezeichne! Da die Mäuse, Tannenhäher und Eichhörnchen auch die Zerstörer jedes Zirkelnüsschens sind, ist auch der fehlende Nachwuchs der Arve auf die Ausrottung des Marders zurückzuführen.

Die Behauptung, dass der Edelmarder unseren Bodenbrütern gefährlich ist, ist ganz falsch! Die Natur schützt jeden Bodenbrüter vor dem Marder durch die Schutzfärbung, durch die geheimnisvolle Erscheinung, dass der brütende Vogel jeden Körpergeruch während des Brütens verliert und dadurch, dass jeder Bodenbrüter jeden Fleischfresser durch instinktive Vortäuschung der Flügelahmheit von seinem Gelege wegzulocken im Stande ist!

Dass der Marder den Singvögelnestern gefährlich wäre, stimmt auch nicht. Denn dann wären vor 100 Jahren, als es noch von Mardern in der Tatra wimmelte, nicht hundertmal so viel Singvögel gewesen, als heute dort sind. Im Sommer, während der Brutzeit unserer meisten Singvögel, lebt der Marder fast ausschliesslich von Beerenobst, wie von seiner Losung, die er auf einzelnstehende Steine, auf den Waldwegen abzulegen pflegt, leicht zu konstatieren ist! Als ob er jeden Wanderer des einsamen Waldweges direkt sagen und zeigen wollte: »Schau her, überzeuge dich, ob ich nützlich oder schädlich bin«.

Mäuse, Schnecken und Fallwild jeder Art stehen auch auf seiner Speisekarte. Letzteres führte natürlich auch sehr oft viele leichtsinnige Beobachter auf Irrwege in der Naturforschung, die dann den Unsinn von seiner Schädlichkeit in die Fachliteratur brachten.

Da ich im vergangenen Winter nur noch zwei Marder am ganzen Südost-Abhänge der Tatra konstatieren konnte, wäre es doch an der Zeit den Marder

auch als Naturdenkmal unserer Wälder zu erklären und ihm im Interesse unserer Singvögel, eine allgemeiner Schonzeit, zuzuführen.

Zur Familie der Marder gehört noch der Haus- oder Steinmarder (*Mustella foina*. Briss.), der in den Ortschaften um die Tatra herum allgemein verbreitet war, heute aber schon fast gänzlich ausgerottet ist.

Der Iltis (*Mustela putorius*. L.) bewohnte den unteren Teil des Tatra-waldes und war an den Ufern der Bäche überall anzutreffen, ist aber jetzt auch zur grössten Seltenheit geworden.

Das Hermelin (*Mustela arminea*.) ist noch in einzelnen Exemplaren bis zur Krummholzregion anzutreffen, sein Stand hat sich aber auch gewaltig vermindert.

Das kleine Wiesel (*Mustela vulgaris*. L.), das auch nur meist den unteren Teil des Waldes und die Ortschaften bewohnte, gehört auch mehr der Vergangenheit, als der Gegenwart an, da es überall eifrig vertilgt wird, wo es doch als der allerbeste »Ratten und Mäusevertilger« allgemein geschont und gehegt werden sollte.



10. DAS EICHHÖRNCHEN.

Für den Reklamjäger, der mit den Massen seiner Trofäen an der Wand der Welt imponieren will, hat mein gegenwärtiger Artikel keine besondere Bedeutung, um so mehr aber für den Naturforscher, Förster und Ornithologen, weshalb ich ihn einzuschalten gezwungen bin.

Zuerst lasse ich die Naturforscher Gebrüder Müller sprechen, die das Eichhörndchen sehr richtig folgendermassen charakterisieren:

»So niedlich das Tierchen den Augen des vorübergehenden Beobachters in unseren Wäldern, Hainen und Lustgärten sich darstellt, so schädlich erscheint es in den tiefer blickenden Augen des Forschers und Kenners bezüglich seiner Nahrungsweise; denn diese ist nur eine zerstörende. Im Frühjahr und Vorsommer verübt es die größten Beschädigungen bei Holzgewächsen. Nach allen Beobachtungen beißt das Eichhörndchen eine Menge Seiten- und Wipfeltriebe an jungen Kiefern und Fichten ab, so das es deren Wachstum empfindlich hemmt, deren Ausbildung zu regelmässigen Stämmen entweder sehr beeinträchtigt, oder ganz verhindert. Dieses Entwipfeln kann sich über eine beträchtliche Strecke Waldes in mehreren Gemarkungen ausdehnen und Nadelholz-Stangenorte bis zu fünf Meter Höhe betreffen. Die Ursache dieser Beschädigung ist immer Mangel an hinreichender Nahrung. Auch geht das Eichhörndchen den Knespen hauptsächlich im Frühjahr nach, weil diese dann durch den Saftandrang nahrungsreicher und verlockender werden. Die Liebhaberei des Tieres für den Bildungssaft des Holzes bekundet sich so recht deutlich durch das Ringeln der Stämmchen. Es zernagt an Fichten, Lärchen, Edeltannen und Föhren den Rindenkörper schraubenförmig oder platzweise in rechtseckform, so das hiedurch namentlich junge Nadelholzstämmchen regelmäßig eingehen. Nur das Eichhörndchen ist ferner allein der Urheber der sogenannten Absprünge, über welche man so viel gefabelt hat, indem man sie bald den Unbilden der Kreuzschnäbel, bald als eine Folge von Wind- und Sturmschäden, ja sogar, wie der alte Bedstein naiv meint, als die von den andrängenden Saften abgestorbenen Triebe betrachtet«.

Dies zur besonderen Beobachtung für den Forstwirt!

Und nun meine Beobachtungen für den Ornithologen!

Bei keiner Tierart hängt die Paarzeit von der Witterung ab, wie vielfach irrtümlich angenommen wird, sondern bei allen Geschöpfen bildet die Güte und Menge der zur Verfügung stehenden Nahrung die Hauptrolle. Wie ich zu sagen pflege: »Mutter Natur bereitet jedem den Hochzeitsschmaus«! Beim Eichhörndchen bilden diese Hochzeitsdelikatesse, leider die Gelegs unserer Singvögel!

Wenn in einem Samenjahr unsere Wälder von zahlreichen Kreuzschnäbelschwärmen belebt sind, die auch dort und dann zum Brutgeschäfte schreiten, wo und wann (auch mitten im Winter) sie den Hochzeitstisch gefunden haben, tritt bei dem Eichhörndchen auch schon oft im Monat Dezember die Paarzeit ein, denn ihr Hochzeitsschmaus sind wieder die Gelegs der Kreuzschnäbel, unter denen sie riesige Verheerung anzurichten im Stande sind! Darum findet man in Samenjahren schon im Jänner oder Feber den ersten Wurf junger Eichhörndchen. Sind keine Kreuzschnäbel da, bleibt der erste Wurf weg und die Paarung beginnt erst dann, bis die Eier der Finken, Drosseln, Meisen, u. s. w. auf ihrem Hochzeitstisch ankommen.

Allerdings darf man es dort, wo seine natürlichen Feinde fehlen nicht überhand nehmen lassen, da es sich bei reichlicher Nahrung sehr stark vermehren kann, weil es in manchem Jahr auch zwei- bis dreimal Junge hat! Seine Trächtigkeitsdauer beträgt nämlich nicht zwei- oder drei Monate wie es die früheren Zoologen in ihren Werken angegeben haben — sondern nur 28 Tage wie es in der neuesten Ausgabe »Brehms Tierleben« bereits richtiggestellt ist.

Wo der Marder, Uhu und Habicht ausgerottet wurde, vermehren sich die Eichhörnchen in so grossem Masse, dass die auffallende, ständige Abnahme unserer befiederten Sänger in erster Reihe auf die überaus grosse Anzahl der Eichhörnchen zurückzuführen ist!

Die grösste Schädlichkeit der Eichhörnchen als Nesträuber besteht aber darin, dass während zum Beispiel der Marder zumeist die Nester der Nesträuber zerstört, das Eichhörnchen als Tagtier und wegen seiner Kleinheit dazu nicht gewachsen ist, daher zur Erhaltung des Gleichgewichtes in der Natur nichts besonderes beitragen kann!

Für die Bodenbrüter (auch Hühnerarten) ist es auch der allergrösste Feind, da die Bodenbrüter durch vorgetäuschte Flügellahmheit nur die Fleischfresser (Fuchs, Marder) von ihren Gelegen wegzulocken im Stande sind, nicht aber ein Nagetier, das sich nicht weggleiten lässt und in grösster Gemütsruhe das ganze Gelege vernichtet!

Das ist die grosse Bedeutung des Eichhörnchens in den Tatrawaldungen!

Es hat sich in letzterer Zeit so stark vermehrt, weil seine von der Natur aus bestimmten Feinde, deren Aufgabe es ist seine übermässige Verbreitung zu vereiteln, allgemein, fast gänzlich ausgerottet wurden!

Wieder ein Beweis, dass die Natur keine schädlichen und nützlichen Tiere geschaffen hat, sondern nur Pflanzenfresser und Fleischfresser die dazu bestimmt sind, einander und infolgedessen die wundervolle Harmonie »das Gleichgewicht im Naturhaushalte« zu erhalten.

Doch darf das Eichhörnchen auch nicht ausgerottet werden, da es dem Marder, Uhu und Habicht zur Nahrung dient, und durch das Öffnen der Nadelholzzapfen und Zerstören der Samen zur Meisenfütterung viel beiträgt.

11. WALDHÜHNER.

Das Balzlied des Auer-, Birk- und Haselhahnes gehört an lauen Frühlingsmorgen zur stimmungsvollsten, charakteristischen Musik des Tatravalles. Deshalb muss es jeder Naturfreund aufrichtig bedauern, dass diese reizvollen Geschöpfe unserer Avifauna in den letzteren Jahren immer mehr schwinden.

Der Auerhahn (*Tetrao urogallus*) gehört zum treuesten Standwild unseres Gebirgswaldes seit den fernsten Urzeiten und bildete immer die grösste Freude und Stolz des Tatrajägers.

Der Stand des Auerwildes war zu Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Weltkriege ein ganz bedeutender, da Fürst Hohenlohe seiner Hege ein ganz besonderes Augenmerk widmete. Das Kesmarker, Belaer, hauptsächlich aber Javorinaer Jagdrevier dürfte zu dieser Zeit eines der besten Urhahnreviere in Europa gewesen sein.

Die Balzzeit des Auerhahnes beginnt gewöhnlich Ende März, wenn die Schneemassen im Walde verschwinden und er von der Pflanzennahrung zur Fleischkost, die aus Würmern, Schnecken, Ameisen, Larven und Insekten besteht, übergeht.

Die Brütezeit der Hennen beginnt meist erst Ende Mai. Das Gelege, welches aus 4–12 Eiern besteht, befindet sich meist in unmittelbarer Nähe von Waldwegen, woraus Naturkundige auf Dummheit des Vogels schliessen wollen, doch ist dies eine auf Naturgesetzen beruhende Eigenschaft des Selbstschutzes! Der brütende Vogel hält den in seiner Nähe befindlichen Weg, der von sämtlichen Feinden benützt wird, in steter Beobachtung und kann sogleich erkennen, ob ihn der Feind bemerkt, oder nicht!

Bemerkt er, wahrgenommen zu sein, so fährt er mit raschem Satz vom Gelege und macht, sich flügelahmstellend, ein grosses Gepolter, mit dem es ihm gelingt, den Feind von seiner Brut weg zu locken, um dann in grossem Bogen ausgeführten raschen Flug auf sein Gelege zurückzukehren.

Hiezu kommt es aber höchst selten, denn die Schutzfärbung als auch die wundervolle Einrichtung in der Natur, dass der brütende Vogel seinen Körpergeruch verliert, sorgen ausgezeichnet für seine Erhaltung.

Ich finde es daher für überflüssig, sogar schädlich, dass übereifrige Revierjäger den brütenden Vogel mit einem eisernen Fassreifen überdecken, um das Raubzeug von ihm fern zu halten!

Ist die Brüteperiode noch nicht im vorgeschrittenen Stadium, so kann der Vogel vergrämt und zum Verlassen des Geleges gebracht werden. In allen Fällen ist das Nest aber nur kenntlicher gemacht und wird viel leichter jeden Unbefugten auffallen. Der Geruch des Eisens (was oft irrtümlich angenommen wird) schreckt den Nesträuber auch nicht zurück. Hätte Eisen selbst einen für Wild beängstigenden Geruch, wäre noch nie ein Fuchs ganz gleichgültig über die Schienen eines Eisenbahngleises gewechselt, auch hätte sich wohl noch nie ein Falke auf einen Telegrafendraht niedergelassen.

Fuchs und Marder, wie allgemein geglaubt wird, bilden keine Gefahr für unsere Waldhühnerarten, denn sonst hätte sie die Natur durch die vielen Jahrtausende hindurch, in den Zeiten, wo »Raubzeugvertilgung« ein unbekannter Begriff war, sicher nicht erhalten können.

Zum Andenken an den reichen Auerwildstand der Tatra, schalte ich die prächtige Aufnahme des Fürsten Kraft Christian zu Hohenlohe mit der Strecke eines Balzmorgens ein.



Fürst Hohenlohe nach einem Balzmorgen

Foto Stefan Kiss

Die rapide Abnahme unseres Waldhühnerstandes ist darauf zurückzuführen, dass erstens heute zwanzigmal mehr Schiesser sind, als es der Wildstand vertragen könnte und zweitens, weil fast kein Stückchen Erde mehr in unseren Wäldern existiert, wo nicht Hornvieh oder Schafe weiden! Werden die Gelege nicht von den Schafen zertreten, so fallen sie den Hirten oder ihren Hunden zum Opfer.

Zur zweiten Familie unserer Waldhühner gehört das Birkhuhn (*Tetrao tetrix*), welches auch im ganzen Bereiche der Tatra noch etwas zahlreicher als das Auerhuhn verbreitet ist und ein fortwährend wanderndes Zigeunerleben führt.

Das Rackelhuhn (*Tetrao hybridus* oder *medius*), ein Blendling zwischen Auer- und Birkwild, ist auch vorgekommen, wurde aber sehr selten beobachtet, weil es als unfortpflanzungsfähiges Geschöpf von der Natur selbst meist (durch den Steinadler und Uhu) ausgerottet wurde.

Am zahlreichsten ist noch das Haselhuhn (*Tetrao bonasia*) verbreitet, da es an morastigen, nassen Stellen nistet, wo nicht geweidet wird, wodurch sein Gelege erhalten bleibt.

Die vom Fürsten Hohenlohe gemachten Versuche, fremdländische Wildhühnerarten in die Tatra einzubürgern, sind alle misslungen! Öfter importierte, in den Belaer Alpen ausgesetzte Ullare (*Tetragallus himalayensis*, Gray), so auch das Steinhuhn (*Caccabis saxatilis*) und das Schneehuhn (*Tetrao lagopus*) sind nach dem Auslassen immer spurlos verschwunden!

Auch wurden im Jahre 1898, 9 Stück Auerhähne und 24 Stück Hennen aus Schweden durch die Tierhandlung Hagenbeck nach der Javorina geliefert. Auch Birkwiid wurde bis zum Jahre 1910 bis 30 Paare jährlich ausgelassen, die ebenfalls von nördlichen Teilen Europas stammten, doch sind alle verschwunden, ausgewandert oder eingegangen, da kein einziges mit Fussring versehenes Exemplar mehr angetroffen wurde.

Ich bin im »Interesse des Vogelschutzes« ein Feind der Beringung! Da ein beringter Vogel nie ganz Normal ist – die Natur aber nur ganz normale Geschöpfe duldet!



Auerhuhnfamilie. Diorama im Poprader »Karpathen Museum«
Foto Dr. Ed. Kehler

Das Rebhuhn (*perdix perdix* Rehw.), welches auf den an den Wäld grenzenden Feldern einst sehr zahlreich gewesen, kam oft auch im Walde selbst vor, ist heute ebenfalls durch die grosse Verfolgung von den viel zu vielen Schiessern und wildernden Hunden im Aussterben begriffen.

Die arme Wachtel (*coturnix communis*, Br.), die auch einst in den Schlägen des Waldes das Ohr des Naturfreundes erfreute, wird auch von Jahr zu Jahr immer mehr vertilgt, da die Grausamkeit der Vogelfänger in den Südländern bis ins Grenzenlose reicht.

12. DER UHU.

Aus der Familie der Eulen, gehört der Uhu zu dem einzigen Standwild der Tatrafauna, da alle anderen Eulenarten zu den Strichvögeln zählen, die in einem Teile des Winters das Tatragebiet zu verlassen pflegen.

Diese Eigenschaft, dass er auch den Winter bei uns verbringt, gibt ihm im Haushalte der Natur seine besondere Bedeutung.

In allen naturgeschichtlichen Werken ist er als grösster Schädling für die Jagd bezeichnet, da ungenügende und mangelhafte Beobachtungen seine wichtige Mission nicht zu würdigen und anzuerkennen vermochten.

Das die verschiedenen schädlichen Nagetiere, wie Mäuse, Ratten, Ziesel, Hamster und Eichhörnchen seine Lieblingsnahrung bilden, wiederlegen aber schon die vielen Märchen von seiner Schädlichkeit.

Seine Nützlichkeit besteht aber darin, dass er während des Winters fast ausschliesslich von Krähen lebt! Jede Nacht holt er sich eine von den gemeinsamen Schlafplätzen und hemmt dadurch ihre unnatürliche, übermässige Vermehrung. Wo Uhu und Marder ausgerottet sind, können die Krähen zur Landplage werden, wie es heute schon leider vielerorts der Fall ist.

Auch spielt er als Sanitätsgehilfe der Natur eine nicht zu unterschätzende Rolle, da er auch Aasfresser ist und verschiedene kranke Tiere vernichtet. Der gesunde Hase oder das Rebhuhn wird das Herannahen des Uhus immer rechtzeitig wahrnehmen und es genügt, dass sie sich zu Boden drücken, um vom Uhu übersehen zu werden. Im Winter verscharrt sich jeder Hase und Rebhuhn momentan im Schnee und ist dadurch schon gerettet. Der kranke oder angeschossene Hase, der den instinktiven Selbsterhaltungstrieb verloren hat, der sich nicht drückt, sondern unbekümmert weiter hoppelt, wird vom Uhu geschlagen, weil dies die Naturgesetze so erfordern.

Voriges Jahr konnte ich feststellen, dass noch ungefähr 6 Uhuförste im Gebiete der Tatra bekannt gewesen sind und nachdem heuer die Regierung die sehr vernünftige und höchst zeitgemässe Vorkehrung traf, den Uhu unter Naturschutz zu stellen, womit er nun eine allgemeine Schonzeit geniesst, ist die Hoffnung vorhanden, diesen schönen, seltenen und höchst nützlichen Zaubervogel der Romantik auch der Zukunft erhalten zu können!

Alle anderen Eulen sind auch zu den nützlichsten Vögeln zu rechnen, doch nimmt auch ihre Zahl leider jährlich ab, da zu viele unwissende Jäger lustig auf jede Eule losknallen, auch viele an Nahrungsmangel im Winter zu Grunde gehen, und die moderne Forstwirtschaft, die immer mehr und mehr ihre natürlichen Nistplätze zerstört, auch zu ihrer Verminderung beiträgt.

Als Brutvögel finden wir im Tatragebiete: den Waldkauz (*Syrnium aluco*. L.), die Waldohreule (*Asio otus*. L.) und die Habichteule (*Syrnium uralense*. Pall.), sowie der Raufusskauz (*Strix Dasypus teng malmi* Kl.), in den Ortschaften ist der Steinkauz (*Glaucidium noctua*. Retz.) noch allgemein anzutreffen. Die schöne, höchst nützliche Schleuereule (*Strix flammea*. L.), die vor einigen Jahrzehnten noch auf fast jeden Kirchturm anzutreffen war, ist heute von brutalen Menschen schon sehr stark dezimiert und selten geworden. Die anderen Eulenarten kommen nur meist als Durchzügler auf ihren Wanderungen vor. Einmal konnte ich vor Jahren auch zwei Schneeeulen (*Nyctea scandiaca*. L.) beobachten, welche die rings um den Nordpol gelegenen Länder bewohnen und so weit nach Norden beobachtet wurden, als Forschungsreisende vorgedrungen sind. Das eine Exemplar wurde erlegt und befindet sich in gut präpariertem Zustande im Felkaer »Tatra Museum«.

13. DER HABICHT.

Der Habicht gehört zu den interessantesten Standvögeln der Karpathen. Seine Sinnesschärfe und Gewandtheit, sowie seine leidenschaftliche Anhänglichkeit zu seiner Brut, machen es jedem ernstesten Naturforscher zum Vergnügen, sich mit seiner Biologie näher zu befassen. — Wer sich in langjährigen Beobachtungen in das Vogelleben vertieft, muss mit Entsetzen feststellen, dass viele Angaben der Fachliteratur, welche über die Schädlichkeit der Raubvögel berichten, rein aus der Luft gegriffen sind und jeder fachwissenschaftlichen Grundlage entbehren! Es ist ganz unverständlich, wie sich diese falschen Behauptungen Jahrzehnte lang erhalten konnten, bei welchen der Leser nur Hass und Ekel gegen die wundervolle Harmonie in der Natur empfinden muss, da doch gerade das Normale und Gesunde des gesamten Tierlebens in ganz falsche Beleuchtung gestellt ist!

Meinen langjährigen, gewissenhaften Beobachtungen zufolge, muss ich den Habicht als einen der nützlichsten Vögel der Tatra und des Karpathengebietes bezeichnen. Meine Behauptung erkläre ich mit folgendem: Dem Habicht fallen, wie auch allen anderen Raubvogelarten, vor allem kranke Tiere zum Opfer. Am nächsten Tage nach einem niedergegangenen Hagelschlag, der viele Kleinvögel tötete, fand ich im Kropf und Magen eines Habichts nur Überreste jener Arten vor. — Mehrere Tage hindurch kann man nach einer grösseren Hasenjagd immer nur Hasenüberreste, nach Rebhühnerjagden stets Rebhühnerüberreste bei ihm vorfinden. Laut Naturgesetzen ist er eben ein Sanitätsgehilfe unserer Fluren und muss als solcher nur als nützlich gelten. — Er ist dazu bestimmt, die unentbehrliche natürliche Auslese im Haushalte der Natur vorzunehmen. Erscheint ein Habicht auf der Bildfläche, gibt jeder Vogel den Warnungsruf, den jeder gesunde andere Vogel versteht und sogleich entweder durch die Flucht, oder durch instinktive Einnahme der Schutzstellung beantwortet. Selbstredend spielt da auch die Schutzfärbung eine ganz besondere Rolle. Schutzstellung und Schutzfarbe können eben nur sich gegenseitig ergänzend ihre vollkommene Wirkung erzielen. Haushühner und Haustauben fallen deshalb mehr zum Opfer, als es vielleicht die naturgesetzliche Selektion erfordern möchte, da ihnen der Mensch die natürliche Schutzfärbung weggezüchtet hat! Doch auch da habe ich oft beobachten können, dass meist das in Färbung und Gestalt auffallendste Stück, das Abnorme, ausgesucht wurde. Über (nicht künstlich gezüchtete) Hasen und Rebhühnerketten sah ich den Habicht unzählige Male hinwegstreichen, ohne dass er dieselben bemerkte. Nur die degenerierten oder kranken Stücke, welche die Schutzstellung nicht rechtzeitig, oder gar nicht mehr einnehmen, werden geschlagen.

Der Habicht, und auch jeder andere Raubvogel, bildet bloss für den Fasan eine Gefahr. Daran ist aber nicht der Habicht, sondern der Mensch schuld, der den Fasan künstlich einbürgerte, ohne zu bedenken, dass ihn die Natur nicht für Europa geschaffen hat, wo er als Fremdling eben sich schwer anpasst und einfügt.

Ob es nun wichtiger ist, dem künstlich gezüchteten Fremdling zu Liebe nur das Interesse einiger Rekordschiesser zu wahren, welche nur im Massenmord ihre Jagdlust befriedigen können und deshalb die allernützlichsten Geschöpfe für Land- und Forstwirtschaft ausrotten, oder ob es richtiger wäre, in jedem Kulturstaat sämtliche Raubvögel ohne Ausnahme unter Schutz zu stellen, ist eine der aktuellsten Fragen, welche die Fachleute der Ornithologie, Land- und Forstwirtschaft zu beantworten haben. — Bei uns im Tatragebiete, wo Gott sei Dank keine Fasanerie in der Nähe ist, und deshalb der Habicht noch nicht ausgerottet wurde, könnte noch seine weitere, unsinnige Vertilgung verhindert werden, um der übermässigen Verbreitung der Krähen, Häher und Eichhörnchen Einhalt zu tun, die, wo sie sich übermässig vermehren, zu den schädlichsten Nesträubern gehören und die nützlichen Singvögel von Jahr zu Jahr immer mehr reduzieren

In früheren Zeiten waren die Wildtauben die Hauptnahrung des Habichts, weshalb ihm Linné im Jahre 1758 den Namen *palumbarius* gegeben und er auch heute noch in vielen deutschen Gauen »Taubengeier«, in Russland »Golubjatnik«, in Ungarn »Galambász héja« genannt wird. Das interessanteste an der Sache ist aber die sonderbare Naturerscheinung, dass die riesigen Wildtaubenschwärme, die einst Mitteleuropa bevölkerten, heute meistens auf einzelne Paare zusammen geschrumpft sind, seitdem Habichtskorb, Pfahleisen und die modernen Schusswaffen ihre Verwüstungsarbeit leisten! Der beste Beweis, dass der Habicht nie der Vertilger, sondern sehr viele Jahrtausende hindurch der Erhalter der Tauben gewesen ist!

Die technischen Errungenschaften des Menschen scheinen wirklich nur dazu da zu sein, um all' das Wundervolle, das die göttliche Natur geschaffen, langsam, aber sicher zu Grunde zu richten!



14. DER LUCHS.

Alle Jagschriftsteller, sowohl diejenigen die den Luchs aus dem Bilderbüchern kennen, als auch diejenigen, welche ihn in den Museen Gelegenheit zu beobachten hatten, schildern ihn als den »fürchterlichsten Räuber« der Tierwelt und geben nur womöglich neuere Anleitungen zu seiner noch weiteren Vertilgung.

Ein sehr trauriger Abschnitt der Jagdkunde! Denn nicht der Luchs, sondern der Kulturmensch ist der »fürchterlichste Räuber« in der Tierwelt!

Wo der Mensch hinkommt, vernichtet er das wundervolle Gleichgewicht in der Natur und ist, so viel er sich auch mit allen Künsten müht, nicht mehr im Stande, das Zerstörte zu ersetzen!



»Tatra-Luchs«. Karpathen Museum Poprad
Foto Dr. G. Grotkofszky

Die grösste Gefahr für den Rehstand bildete nie der Luchs, sondern der Reklamejäger, der seiner Trophäensammlung zuliebe jeden Kapitalbock vor der Brunft abschiesst, und der Aasjäger, der sich nicht schämt die Rehgeisse von ihrer säugenden Kitz wegzuschiessen!

Der Luchs hat dem Rehstande nur immer das angetan, wozu ihn Gott bestimmte. Das ist: die kranken, schwachen und umgestandenen Stücke zu beseitigen. Durch die Ausrottung der Luchse kann ein Rehwildstand nur auf einige Jahrzehnte hochgebracht werden, dann aber treten die Folgen der gegen

die Natur begangenen Sünden immer auffallender zu Tage, indem Degenerations- und verschiedene Krankheitserscheinungen immer mehr um sich greifen. Auch werden die Rehe in Revieren, welche schon lange Jahre von Luchsen nicht mehr aufgesucht wurden, so unnatürlich vertraut, dass sie von jedem Wild- diebe oder Gelegenheitsschiesser, ja selbst von Dorfköttern mit Leichtigkeit vernichtet werden können. Es wird bald die Zeit gekommen sein, wo man es sehr bedauern wird den Luchs ausgerottet zu haben. Man wird aber viel zu spät zur Einsicht gelangen, dass der Luchs nicht der Vertilger, sondern der Erhalter des Rehwildstandes gewesen ist. Wäre dies nicht so, so hätten nicht so viele Jahrtausende hindurch Reh und Luchs dieselbe Heimatstätte haben können!



Luchsbälge im Vestibül des Jagdschlusses Javorina
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

So oft ich in die Halle des Javorinaer Jagdschlusses eintrat, wo die vielen Luchsbälge in Kreuzform an die Wände genagelt die Weidgerechtigkeit der Herrschaft bezeugen sollten, musste ich unwillkürlich an das Kreuz des Erlösers denken.

Dass der Luchs auf Bäumen auf seine Beute lauert, wie man ihn allgemein abgebildet findet, dass er viel mehr schlägt, als er zu seinen Lebensunterhalt nötig hat, dass er nur vom frischen, noch warmen Körper seiner Opfer lebt, sind lauter Lügen in der Naturgeschichte!

Der Luchs ist der hervorragendste Sanitätsgehilfe der Natur, der nicht nur Tage, sondern auch viele Wochen hindurch von Mäusen, Fröschen, Schnecken,

und Aas lebt und nur ausschliesslich die kranken Rehe schlägt, die die Natur im Interesse des Standes zu beseitigen bestimmt hat.

Der Luchs ist deshalb auf ständiger Wanderung und vertilgt überall nur so viele Rehe, wie viel laut Naturgesetz zu vertilgen sind!

Es kommt vor, dass der Luchs Wochen und Monate lang kein einziges Reh schlägt und es gibt Zeiten, wo es ihm die Natur zur Pflicht macht, auch zehn Rehe in einer einzigen Nacht zu töten.

Wenn wir aufmerksam die vielen Berichte über »Luchsschäden« in den Jagdschriften verfolgen, so können wir zwischen den Zeilen lesend immer feststellen, dass der Luchs immer nur seiner Pflicht Genüge geleistet hat. Ein Beispiel von den unzähligen: Herr Förster E. Hofrichter aus Polany, Polen schreibt in »Wild und Hund«, 17. Jahrgang, Nr. 17, Seite 303:

»Im Jahre 1910, gerade in der Woche vor Weihnachten war ein Luchs hier aus Ungarn, mit dem wir angrenzen und wo wir auch drei Reviere besitzen, eingewechselt und riss in einer einzigen Nacht sieben Stück Rehwild, darunter noch zwei aufhabende starke Böcke. Trotzdem wir sofort Gift und Eisen legten, gelang es nicht seiner habhaft zu werden, obwohl er die zweite Nacht bis auf fünf Schritt an ein gerissenes Stück herankam. Nach einigen Tagen kam er in mein Revier, wo er eine Geiss riss und sich noch einige Tage aufhielt, bis er spurlos verschwand«.

Aus diesem Bericht ist ganz deutlich ersichtlich, dass der Luchs in dem genannten Reviere alle kranken Rehe, die er angetroffen hat, in kurzer Zeit vertilgte und nach getaner Pflicht weiter wanderte! Dass er in einer Nacht sieben Rehe riss, ist ein Zeichen, dass er dies nicht zum Stillen des Hungers getan hatte, aber darum, weil gerade dort sieben kranke Rehe waren! Dass diese Rehe wirklich krank gewesen sind, beweisen die eine Woche vor Weihnachten noch aufhabenden starken Böcke! Jeder starke, gesunde Bock wirft in den Karpathen im Monate Oktober, spätestens aber bis Mitte November ab!

Es ist wirklich traurig, dass sich in unseren Jagdbetrieben nie Jemand gefunden hat, dem es eingefallen wäre ein von Luchs gerissenes Reh, oder einige Körperteile desselben an eine tierärztliche Hochschule zur näheren Untersuchung zu schicken. Da hätte das Märchen von der grossen Schädlichkeit der Luchse aus der Welt geschafft werden können!

Dass viele Jagdschriftsteller die Frage stellten: »Nimmt der Luchs Luder an?«, ist direkt lächerlich, da doch fast alle Luchse bei Wochen, ja selbst Monate lange gelegten Ködern gefangen und vergiftet worden sind. Der von der Natur aus zur ständigen Wanderung bestimmte Luchs kehrte immer wieder nach einer gewissen Zeit zu seinem alten Riss zurück, welcher ihm stets zur Nahrung diente, wenn eben kein krankes Reh in den Revieren war. Diese wunderbare Naturbestimmung, die auf diese Weise für die Art-erhaltung sorgte, machten den Luchsfang zu keiner schwierigen Aufgabe.

Auf die Frage, warum der Luchs nur kranke Rehe fängt, ist die einfache Antwort: »Weil sich das gesunde Reh nicht fangen lässt!«

Der fortwährend herumwandernde Luchs trachtet jedes Reh, welches er bemerkt, anzupürschen, um es dann in einem einzigen Sprung zu erhaschen; gelingt ihm dies nicht, macht er keine weiteren Versuche mit der Verfolgung, sondern pürscht weiter und sucht ein anderes Reh.

Die optische Schärfe der Lichter und der überaus hochentwickelte Geruchssinn schützen jedes gesunde Reh und geben ihm immer die Möglichkeit im rechtzeitigen Flüchtigwerden die Rettung zu finden! Ist ein Reh erkrankt, degeneriert oder verwundet, so verringert sich immer mehr seine instinktive Sinnesschärfe und wird dadurch den Naturgesetzen gemäss dem Luchs preisgegeben!

Der Luchs gehörte Jahrtausende zur Tatrafauna, ist aber seit einigen Jahren nicht mehr gespürt worden, da er fast schon im ganzen Karpathengürtel ausgerottet ist.

In Javorina wurden im Laufe der letzten fünfzig Jahre insgesamt 42 Luchse vertilgt. 4 Stück geschossen, 38 Stück im Eisen gefangen. Am 25. März 1881 wurden bei den Resten einer geschlagenen Rehgeiss zwei Luchse auf einmal in einem Eisen gefangen. Luchs und Luchsin sassen sich gegenüber, einer mit rechter, der andere mit linker Vorderpranke gefangen. Der Luchs wog 15.5, die Luchsin 12 kg. Dies Wunder der Jagdgeschichte geschah am »Gomboschi vrch« in Javorina! Im Jahre 1883, am 23. März wurde ein im Eisen unbeschädigt gefangener Luchs lebend an den Breslauer Zoologischen Garten gesendet.

Leider war es mir nicht gegönnt, einmal einen Luchsmagen in die eigenen Hände zu bekommen, auch hatte ich nur zwei Leute gekannt, welche sich die Mühe nahmen, eine Mageninhaltsuntersuchung bei je einem erlegten Luchs vorzunehmen, doch diese zwei Fälle genügen mir durchaus feststellen zu können, dass die Angaben über die Nahrungsweise des Luchses in allen naturwissenschaftlichen Fachwerken rein aus der Luft gegriffen sind, wodurch die allgemeine Meinung irre geführt wurde!

Der Salamonsche, nachher auch von der Fürst Hohenloheschen Güterdirektion übernommene Oberförster Ludwig von Füzy, ein äusserst charaktervoller Weidmann, erzählte mir, dass er im Jahre 1875 einen bei Podspady (Javorina) erlegten Luchs auf Mageninhalt untersuchte und zu seiner grossen Überraschung nur Fischreste im Magen vorfand!

Die Erklärung dieser Tatsache ist für den die Fauna unserer Hohen Tatra genau kennenden praktischen Beobachter nicht schwer, obwohl der stubengelehrte Wissenschaftler sich dies nie erklären können wird, da doch der Luchs, zur Katzenart gehörig, nie ins Wasser geht, die Fische aber nie einen Landaufenthalt nehmen.

Im Bialka- und Javorinkafusse wimmelten einst Millionen Forellen, so lange der Fischotter noch nicht ausgerottet war. Der Fischotter spielte aber bei der Nahrungsversorgung des Luchses auch eine äusserst wichtige Rolle, da er die überzähligen Fische mit zerbissem Kopf liegen liess, welche dem die Bachufer abpürschendem Luchse zur Nahrung dienten.

Die zweite Mageninhaltuntersuchung machte in der Hohen Tatra der gewesene ungarische staatliche Forstwart Früstök in Tatralomnitz, der mir im Jahre 1898 zu berichten wusste, dass er im Magen eines unterhalb des Steinbachsees im Eisen gefangenen Luchses nur Überreste von Mäusen, Waldschnecken und Käferflügeldecken vorgefunden hat! Dieser Luchs wurde sogleich nachdem er sich gefangen hatte, erschossen, so dass die Verdauung nicht weiterschritt und dies genau festzustellen war.

Mehr Berichte habe ich leider nicht, auch durchstöberte ich ganz vergebens die gesamte Jagdliteratur, ich konnte diesbezüglich gar nichts ausfindig machen, da scheinbar alle Jäger, welche das Weidmannsheil hatten dies schöne Wild zur Streck zu bringen, nur Schiesser waren und sich mit der Naturgeschichte absolut nicht befassten.

Dass der Luchs auch erstklassiger Aasvertilger ist (wie alle unsere Fleischfresser) und als solcher Sanitätsdienste in der Natur leistet, konnte ich aus ganz glaubwürdigen Aussagen praktischer Beobachter einwandfrei feststellen. Aus der Fachliteratur vermerke ich aber folgenden Bericht: »Die Hohe Jagd«, Ausgabe 1899, Seite 477–478:

»Aus der prinzlich August von Sachsen=Coburg=Gothaschen Herrschaft Murány in Oberungarn wurde berichtet (Jagdzeitung 1876, Seite 519): Der herzogliche Oberförster Müller in Murány, einer unserer tüchtigsten und eifrigsten Jäger, hatte die Wahrnehmung gemacht, daß die Luchse alte, verlassene Hohlwege, besonders, wo sie durch Dickungen und über Schläge führen, mit besonderer Vorliebe annehmen. Er legte deshalb auf solche Wege starke Tellereisen und ausserdem einen eigens zu diesem Zwecke geopfertem frisch geschossenen Hasen, stark mit Strychnin vergiftet. Der Hase wurde abgestreift, Wildbrett und Gescheide tüchtig mit Strychnin versorgt und dann der Balg wieder darüber gezogen.

In den ersten 10 Tagen des März bekam Herr Müller dadurch drei Luchse und zwar einen im Tellereisen und zwei mit den Hasen.

Das Vergiften zweier Luchse ist interessant, denn es widerlegt die Behauptung vieler Schriftsteller, daß der Luchs nur Fleisch von selbstgefangenen Tieren annehme und auch nur, so lange es ganz frisch sei! Der Hase war doch drei bis vier Wochen gelegen, bevor ihn die Luchse annahmen!«

Auch verweise ich auf das neue, jagdliterarisch hervorragende Werk: »Im Zauber der Karpathen« von Herrn Oberst August von Spiess. Gegenwärtig Hofjagddirektor von Rumänien.

Auf Seite 81 seines Buches schreibt dieser erfahrenste Weidmann Europas, dem es gegönnt war 6 Jahrzehnte in den herrlichsten Wildkammern der Karpathen fast jede seiner dienstfreien Stunden der Göttin Diana zu weihen, folgendes:

»So sehr ich den Wolf, diesen scheuen, feigen und stets gefräßigen, nur auf seine eigene Sicherheit bedachten Landstreicher hasse, so sehr bin ich auf das Hochkommen des Luchses bedacht. Ich habe daher dessen Fang und Abschluß in den königlichen rumänischen Gehege dem Jagdschutzpersonal strengstens verboten!

Gönne man dieser edlen Katze aus dem Überfluß unserer karpathischen Wälder zu schöpfen, was sich ihr bietet.

Möge daher lange noch diese stattliche und vornehme Großkatze als prächtiges Naturdenkmal unsere Wälder zieren, auf daß sich auch noch fernere Geschlechter an ihrer buntbefleckten Decke erfreuen können.«

Wo auch diese schönen, jedem Naturfreund tief in das Herz dringenden Worte nicht genügen, könnten nur bakteriologische Untersuchungen endgültig feststellen, ob der Luchs in freier Wildbahn schädlich ist, oder nicht? So auch wäre genaueste und gewissenhafteste Mageninhaltsuntersuchung von jedem Luchs, der zur Strecke gelangt, einzig und allein dazu berufen, den grossen Irrtum der Naturgeschichte zu beseitigen, wenn es noch überhaupt irgendwo so viele Luchse gibt, dass dies durchführbar wäre.

Als anerkannte Tatsache muss ich feststellen, dass der Luchs, mit den anderen Raubtieren, in der Hohen Tatra seit der letzten Eiszeit, das ist ungefähr 16.000 Jahre, das Gams- und Rehwild vor Degeneration und Seuchengefahr bewahrt hat.

Nun ist der Luchs ausgerottet!

Halali!!!

Wer wird jetzt unser Nutzwild vor diesen Gefahren beschützen?

Welcher Anhänger der Luchsausrottung kann mir diese Frage beantworten??

15. DER WOLF.

Die für die Kinderstuben geschriebenen Märchen vom »bösen Wolf« haben sich leider auch in die ernste Naturgeschichte verpflanzt, so dass ich in all den unzähligen zoologischen Werken, die mir in die Hände fielen, nie das finden konnte, was ich suchte.

Erst Theodore Roosevelt, der bekannte Jäger und Forscher, (gewesener Präsident von Amerika) macht auf ihre Bedeutung im Haushalte der Natur in seinem Werke: »Jagden in amerikanischer Wildnis« 1905 aufmerksam, in dem er schreibt:



Reiter-Wolfsjagd im ungarischen Tiefland. Nach einem 100-jährigen Ölgemälde
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

»Die Präriewölfe lungern immer um die Antilopen herum, um die kranken oder unvorsichtigen zu erhaschen! Von grossem Büffelwolf: »Sie zogen es vor, sich ihre Beute unter den kranken und schwachen Tieren zu suchen«. Roosevelt ist daher einer der ersten Naturforscher, der bei den Wölfen bemerkt, dass sie nicht nur schädlich sein können.

In der Jagd fauna der Hohen Tatra spielten die Wolfsrudel, die in jeden schneereichen Winter aus den grossen Waldungen Russlands oder der Südkarpathen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts unsere Gebiete aufsuchten, eine sehr wichtige Rolle. Unter den Haustieren richteten sie zwar mitunter einen ganz erheblichen Schaden an, dem Wildstande aber waren sie bei weitem nicht so schädlich, als allgemein angenommen wurde!

Den Gamsen und Murmeltieren konnten sie nichts anhaben, da damaliger Zeit noch ein sehr breiter, undurchdringlich mit Schnee, auf 2–3 Meter hoch verwehelter Urwaldkrummholzgürtel das Felsengebiet der Gamsen vom Walde abspernte.

Einige Rehe fielen ihnen zwar zum Opfer, aber man darf nicht vergessen, das dies immer die schwächsten Stücke aus dem Sprunge waren, womit kein eigentlicher Schaden für den Stande erwuchs. Die paar Hasen, die sie vernichteten, konnte aber die Natur spielend ersetzen, weil sich eben in damaliger Zeit wegen der Furcht vor den Wölfen keine Wilddiebe oder Schlingensteller während des Winters in dem Wald wagten.

Sie retteten vielmehr vielen Niederwild und Bodenbrütern das Leben, weil Hunde ihre Lieblingsnahrung waren und sie jährlich eine grosse Zahl wildernde Hunde vernichteten, die heute frei ihr Unwesen treiben, und heute hundertmal mehr Hasen vernichteten, als seiner Zeit die Wölfe, da die Wölfe nur einige Wochen bei uns waren, die vielen Köter aber das ganze Jahr hindurch den Wildstand dezimieren!



Wolfsjagd bei Mondschein von der Luderhütte. Nach einem 100-jährigen Ölgemälde
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

Die wichtigste Bedeutung der Wölfe für die Tatragegend aber war, dass sie kein Schwarzwild aufkommen liessen. So lange uns Wölfe besuchten, gab es in den Waldungen der Tatra kein einziges Wildschwein. Die Wildschweine verursachten aber nach Ausrottung der Wölfe bei uns ganz besondere Feldschäden.

Damit, dass die Wölfe den Haustieren gefährlich wurden, zwangen sie aber die Landwirte für ihre Geschöpfe nicht nur wolfssichere, sondern auch gegen Frost und Winterstürme schützende Stallungen zu bauen, womit sie den Haustieren indirekt mehr gutes getan haben, als sämtliche Tierschutzvereine.

Der Aufenthalt der Wölfe im Gebiete der Tatra, währte nicht lange und sie wanderten wieder weiter, oft bis in die ungarische Tiefebene, wo die herrlichsten Reiterjagden auf die Wolfrudel veranstaltet wurden. Die Abbildung zeigt eine Reproduktion eines alten Ölgemäldes, wie die Reiter das Wolfsrudel

einkreisen, die Wölfe mittels Lassos und langen Peitschen, »Karikás« genannt, einfangen und im Triumph ins Dorf schleifen. Da Pferde die Wölfe stets scheuten, erforderte es immer eine besondere Reitkunst, die Pferde an die Wölfe zu bringen. Deshalb gehörte diese Jagdart zum aufregendsten und tollkühnsten Sport des »Alföldes« in der guten alten Zeit.

Bei Eintritt lauerer Witterung zogen sich die Wölfe wieder in ihre nordrussische Heimat zurück, wo sie das Winterfallwild zu beseitigen hatten, ihre Hauptaufgabe war aber die Vermehrung der riesengrossen Massen der Lemminge zu steuern, deren Schaden ins unermässliche gegangen wäre, wenn die Wölfe nicht reduzierend eingegriffen hätten.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Wolfsjagd im Tatragebiete zumeist an der »Luderlauer« betrieben. Ein Kesmarker Jäger namens Prepeliczay soll auf diese Art vor hundert Jahren in einem Winter 35 Wölfe erlegt haben. Der letzte Wolf auf »Kesmarker Terrain« wurde anno 1879 vom Herrn Karl Steiner gelegentlich einer Brackenjagd im Reviere »Goldsberg« zur Strecke gebracht. Scheinbar den allerletzten Wolf der Tatra erlegte aber Herr Oberförster Heinrich Römer im Jahre 1910 auf »Landoker«, Fürst Hohenlohe-schen Gebiete.

Obwohl ich scheinbar der einzige naturforschende Jäger bin, der auch den Wolf nicht deshalb verurteilt, weil ihn Gott zum gefürchteten Raubtier geschaffen hat, kann ich aber heute auch nicht mehr für seine Schonung oder Erhaltung Stellung nehmen, da er in Europa jede Bedeutung als Sanitätsdiener des Naturhaushaltes verloren hat.

Seit diejenigen Tierarten der »menschlichen Kultur« zum Opfer gefallen sind, deren tote, kranke und überzählige Stücke er laut Naturgesetz wegzuräumen hatte, hat er bei uns gar nichts mehr zu suchen.

Die Hengste des europäischen Urwildpferdes, des Tarpan, gingen einst ohne Weiteres auf die Wölfe los und schlugen sie mit ihren Vorderhufen nieder. Die Wisente zertrampelten aber jeden zu frechen Wolf wie einen Wurm! Der hauende Keiler des Urwaldes riss so manchen Isegrim das Gescheide aus dem Leibe. — Ja selbst das Muttertier des Karpathen Urhirsches hatte die Kraft, mit einem Vorderlaufhieb jeden Wolf den Schädel zu zertrümmern oder das Rückgrat zu brechen, infolgedessen er bei diesen Wildarten nur diejenigen beseitigen konnte, wozu ihn die Schöpfung bestimmte.



16. DIE WILDKATZE.

Die Wildkatze ist in den Tatrarevieren nie zum ständigen Einwohner geworden und wurde immer nur in einzelnen durchwandernden Exemplaren angetroffen, weil die Natur den Sanitätsdienst, den sie für Luchs und Katze bestimmte, stets getrennt, in gewisse Reviere eingeteilt hatte.

Wohin die Natur den Luchs einsetzte, hat die Wildkatze nichts zu suchen; wo aber die Wildkatze zu Hause ist, kann man den Luchs nur flüchtig durchwandernd antreffen.

Wo Wölfe sind, da gibt's kein Schwarzwild, wo Schwarzwild zum Standwild geworden, kann kein Wolf Aufenthalt nehmen, weil die Wölfe jedes schwächere Wildschwein, das ihr grösster Leckerbissen ist, sofort reissen, der wehrhafte Keiler aber jeden Wolf die Eingeweide aus dem Leibe schlägt!

Ich selbst habe keine Gelegenheit gehabt, die Biologie der Wildkatze zu studieren, weiss es aber von ernsten, naturforschenden Jagdfreunden, dass im Mageninhalte der Wildkatze die Mäuse- und Eichhörnchenreste in so grossen Übermass vorgefunden wurden, dass ich selbst an die in allen naturgeschichtlichen Werken so stark hervorgehobene Schädlichkeit nicht glauben kann!

Ich glaube auch nicht, dass es einer Wildkatze möglich wäre, in unseren Waldungen ihre Jungen zu erhalten, da ich bei verwilderten Hauskatzen, die im Walde in einem Reisighaufen, Holzstoss oder Heuschober Junge zur Welt brachten, in jedem Falle beobachten konnte, dass sobald die alte Katze ihre Jungen zum erstenmal verlässt, die Jungen vom Hermelin getötet werden.

Wieder ein Beweis, dass es im Haushalte der Natur kein schädliches und kein nützliches Tier gibt!

Die Wildkatzen könnten sich nur dann in der Tatra verbreiten, wenn es einen »Naturverbesserer« gelingen möchte, die Hermeline und Wiesel auszurotten.

17. DAS SCHWARZWILD.

Das Schwarzwild gehörte nur beiläufig 50 Jahre hindurch zu den Bewohnern des Tatravalles. Als Ende der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die letzten Wölfe ausgerottet wurden, tauchten am Anfange der Achtziger Jahre die ersten Wildschweine auf. Den ersten Keiler in der Zips erlegte Herr Gustav von Görgey im Jahre 1882, derselbe befindet sich präpariert im Poprader Karpathen Museum.

Zuerst beobachtete man nur einzelne Stücke, später entstanden aber immer grössere Rotten, die in den Weltkriegsjahren immer neuen Zuwachs aus Polen erhielten, da sie die russische Frontlinie hieher drängte, so dass sie in den Jahren 1916–20 zur wahren Landplage wurden.

Die Verherungen, die sie auf den Hafer- und Kartoffelfeldern in der Nähe des Waldes anrichteten, brachten die Bauern in die grösste Verzweiflung! Sie setzten sich zur Wehr und gründeten in vielen Gemeinden »Jagdgesellschaften«, um sich gegen die grossen Wildschäden besser schützen zu können. Es begann eine schonzeitlose wilde Jagd und es wurde alles »was kreucht und fleucht« lustig hingemordet und es gelang auch, die Wildschweine zu verscheuchen und auszurotten.

In dem Augenblicke, als ich diese Zeilen schreibe, gibt es in den Waldungen der Tatra kein Wildschwein mehr und dürften auch in der Zukunft nur mehr einzelne durchwandernde Exemplare gelegentlich anzutreffen sein.

Die vielen, zu Jägern gewordenen Bauern, die die Jagd und der Müssiggang in die grösste Verschuldung getrieben hat, kratzen sich heute betrübt hinter den Ohren und grübeln darüber nach, woher sie das Geld nehmen sollen, um die Zinsen ihrer gewaltigen Schulden zahlen zu können, während ihre Bracken »auf eigene Faust« die noch vorhandenen letzten Rehe und Hasen decimieren!

Das sind die fürchterlichen Folgen, die uns die Wildschweine zugefügt haben! Da sieht man nun wieder einmal, dass die Märchen von der grossen Schädlichkeit der Wölfe nicht in die ernste Naturgeschichte gehören und wie hart die Strafe des Schöpfers sein kann, wo der dumme Eigennutz der Menschen, die Naturgesetze missachtend, das harmonische Gleichgewicht im Tierleben dadurch zerstörte, dass er die Geschöpfe in »nützliche« und »schädliche« einteilte!

Zur Naturgeschichte der Wildschweine möchte ich bloss erwähnen, dass ihre Nahrung in den Wintermonaten, wenn der Boden gefroren und mit einer hohen Schneedecke überzogen war, eine recht karge gewesen ist. Ich fand oft nur Moorerde und Holzmehl von verfaulten Baumstöcken als Mageninhalt bei denen im Jänner–März erlegten Stücken und trotzdem war die Kraft und Lebensenergie unserer Wildschweine eine ganz bewundernswerte!

Die aufregende Jagd auf dies wehrhafte Wild, bleibt jeden Jünger der grünen Gilde, der sie zu geniessen Gelegenheit hatte, in schönster Erinnerung, aber wir dürfen dem Verschwinden der Wildschweine aus der Hohen Tatra



Ein vom Verfasser erlegter 4-jähriger Keiler, der mit »Magnum Geschoss«-Herzschuss noch 150 Schritte flüchtete
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

doch keine Träne nach-
weinen, denn der in-
direkte Schaden, den
sie anrichteten war



so gross, dass er un-
sere gesamte Fauna
sehr stark in Mitlei-
denschaft gezogen hat.

Das zerschossene Herz dieses Keilers zeigt die
urwüchsige Lebensenergie des Karpathenwildes
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

18. DER STEINADLER.

Das erhabenste Geschöpf, der Charaktervogel unseres Hochgebirges ist der Steinadler, den die Göttin der Jagd »Diana« mit den wichtigsten Sanitätsdiensten betraute, die er seit vielen Jahrtausenden zum allgemeinen Wohle des gesamten Tierbestandes, auf das sorgfältigste und pünktlichste versieht.

Blitze und Stürme konnten dem König der Lüfte in den vielen Jahrtausenden nichts anhaben; die Dummheit der Kulturmenschen aber hat ihn in einigen Jahrzehnten schon nahezu zur gänzlichen Ausrottung gebracht.

Wenn gar nichts anderes, als seine hervorragende ästhetische Bedeutung als Zierde der Natur für seine Erhaltung gesprochen hätte, ist es auch kaum zu verstehen, wie das schönste Wappentier der Heraldik so leichtsinnig und gänzlich ohne Grund ausgemerzt werden konnte.

Bevor ich erkläre, wie die fürchterlich gruseligen Schauergeschichten über die Schädlichkeit des Steinadlers in die naturwissenschaftliche Fachliteratur gelangten, muss ich nochmals betonen, dass es im Haushalte der Natur kein schädliches Tier gibt! Ein Tier kann nur durch den »Einfluss des Menschen« zum »Schädling« werden!

Ich verkehrte in meinem Leben mit sehr vielen Berufsjägern, unter denen viele sehr verlässliche Leute waren, deren Worte man stets Glauben schenken konnte. Ich lernte aber auch leider sehr viele kennen, die nichts anderes als Jägerlatein und die haarsträubendsten Lügen zu erzählen wussten!

Wenn nun ein Jagdschriftsteller oder Naturforscher nicht genügend Zeit oder Ausdauer hatte, alles persönlich zu ergründen, was um ihn herum in der Natur vorgeht und er sich von solchen Lügenmäulern irre leiten liess, schlichen sich die lächerlichsten und kuriosesten Märchen in unsere fachwissenschaftlichen Werke ein.

Ein Beispiel: »Ein angeschossener Steinadler fiel einmal, nachdem ihn seine Kräfte verlassen, in einen Bauernhof ein, wo er sich aus Notwehr gegen Menschen und Tiere stellte, — bis er totgeschlagen wurde«. Dieser Fall ist im Werke Dr. Karl R. Hennicks »Die Raubvögel Mitteleuropas« 1904, auf Seite 142 folgendermassen beschrieben:

»Nordmann erzählt von des Steinadlers Tollkühnheit nachstehendes: Bei Helsingfors schlug ein Steinadler in einem Dorfe ein grosses Schwein. Auf dessen Geschrei eilte ein Bauer herbei, der den Adler verjagte. Dieser aber schlug nun sofort einen grossen Kater, mit dem er auf einem Zaun fußte und der nun mit dem Schwein zusammen ein ohrenzerreißendes Duett anstimmte. Der Bauer, der den Kater auch gern retten wollte, lief um ein Gewehr, wurde aber bei seiner Rückkehr von dem Adler, der den Kater fallen ließ, selbst angegriffen und so scharf gepackt, daß er in das Geschrei des Katers und des Schweines einstimmte und ein schauerliches Terzett entstand. Schwein, Kater und Bauer schrien so laut, daß Leute aus der Nachbarschaft herbeieilten und den Adler totschlugen«.

Kann nach so einer musikalischen Beschreibung (aufs Quartett hat er vergessen) unsere veraltete Naturgeschichte ernst genommen werden?

Ist es möglich, dass Mac Gillivray je einen Adler in der freien Natur gesehen hat, wenn er sich unterfängt, folgendes zu schreiben:

»Erscheint ein Steinadler, verbreitet sich unter den Geschöpfen ungeheures Entsetzen: die Gänse stimmen ein lautes Geschrei an, die Hasen suchen das nächste Gebüsch zu erreichen, um sich zu verstecken. Die Gemse sucht ihr Kitzchen an die schützende Felswand zu drängen, schüchtern drängt das Rudel auseinander. Da noch ein gellender Pfiff, und mit angelegten Flügeln braust der Adler heran und stößt unter die vor Schreck verwirrte Schar, um sein Opfer mit Gedankenschnelle in den Klauen fortzutragen«.

Ich, der den Steinadler viele hundert Male zu beobachten Gelegenheit hatte, muss feststellen, dass an dieser Beschreibung kein einziges Wort wahr ist! Alles ist erdacht, erträumt oder erlogen!

Ich sah den Steinadler unzählige Male seine majestätischen Kreise über äsende Gems- und Rehrudel ziehen, habe ihn auch über Gänsescharen, Hausgeflügel und allen möglichen anderen Geschöpfen beobachtet, aber kein einziges Mal gesehen, dass er in eine Schar gesunder Tiere gestossen wäre!

Im Gegenteil, die gesunden Gemen nehmen überhaupt keine Notiz von der Anwesenheit des Adlers und zeigen gar keinen Schreck, da er ihnen doch zur Alltagserscheinung geworden ist, mit dem sie ihre Heimatsstätte teilen.

Ich sah in den 40 Jahren meiner Forschungsarbeit den Steinadler immer nur auf eingegangenen Gemen. Einmal stiess er auf einen Fuchs, den ich waidwund geschossen hatte, dass ihm von der Kugelschusswunde das Gescheide herausging. Einmal schlug er in meiner nächsten Nähe ein verwaistes Rehkitzchen, dessen Mutter ein Wilddieb abgeschossen hatte. Zum dritten und letztenmal sah ich ihn eine junge, graue Hausgans schlagen, der ein Hirtenjunge vorher mit einem Stock den Fuss gebrochen hatte, so dass sie der Herde nicht nach konnte und weit davon zurückblieb! Sonst habe ich den Steinadler nur auf Fallwild oder Aas beobachten können, und damit die feste Überzeugung gewonnen, dass der Steinadler zu unseren nützlichsten Geschöpfen der Avifauna gehört, der im Sanitätsdienste der Natur Hervorragendes leistet.

Die Überreste, die von den verschiedenen Kreaturen stammen und in den Steinadlerhorsten aufgefunden worden sind, haben auch viele Naturforscher irre geführt, da sie glaubten, dass die Hühner-, Enten- und Gänseflügel, Gems-, Reh- und Hasenläufe, alle von gesunden Exemplaren stammen, ohne zu bedenken, wie viel krankes und totes Getier sich in dem riesengrossen Brutbezirk eines Steinadlers befindet.

Wenn man nur bedenkt, wie viel Hasen angeschossen und wie viele Rehe zu Holze geschossen werden, so braucht man sich nicht mehr über die vielen Reh- und Hasenläufe zu wundern, die man beim Horste findet.

Dass man auch einmal in den Alpen einen Schädel eines Kindes bei einem Steinadlerhorst fand, wie es ein Bericht zu sagen wusste, der das Märchen vom Kinderraub zur Wahrheit machen sollte, glaube ich schon, dass es sich aber da um die Frucht der geheimen Liebe einer Sennerin gehandelt haben wird, will ich mit Gewissheit annehmen. Denn der Steinadler nimmt ein totes Kind gerade so, wie einen toten Hasen.

Die wichtigste Rolle spielt der Steinadler aber in der Erhaltung des Gamsbestandes seit vielen Jahrtausenden in der Hohen Tatra.

Wenn keine Steinadler gewesen wären, hätten wir heute überhaupt keine Ahnung mehr davon, dass einmal Gams existiert haben!

Der jährliche natürliche Abgang beim Gamsbestande in der Hohen Tatra beträgt (den Stand auf tausend Stück genommen) ungefähr 100 Stück. Die altersschwachen, kranken, verunglückten und angeschossenen Gamsen, die jährlich in den Felswänden ihr Leben beschliessen, um der neuen Generation Platz zu machen, dürfen durch Verwesung und Wurmfrass nicht Seuchengefahr verbreiten und müssen jährlich im zeitigen Frühjahr, bevor die warme Witterung eintritt, vom Luchs, Fuchs, Uhu und Steinadler vernichtet werden. Das ist Naturgesetz.

Darum waren Luchs, Fuchs, Uhu und Steinadler seit vielen Jahrtausenden nie die Vertilger (wie allgemein irrtümlich angenommen wird), sondern die Erhalter unseres Gamsbestandes.

»Die Natur deckt jedem Geschöpf den Hochzeitstisch.« Wenn der Steinadler von seiner Winterreise zurückkehrt, findet er im Monat März die reich gedeckte Tafel, welche im gefrorenen Schnee mit gut konserviertem Fleisch den Steinadler zum Hochzeitsmahle ladet. Damit er jedes Stück gleich auffinde, hat die vorsorgliche Natur den Gamsen das schwarze Winterkleid gegeben, damit er schon an einigen schwarzen Haaren, die aus dem Schnee herausragen, seine Nahrung finde.

Die verschiedenen Schneelagen, die die Stürme in den Schluchten bilden, sorgen dafür, dass der Steinadler während seiner ganzen Brutdauer mit frischem, gut konserviertem Wildbret versorgt werde. Da manche Gamsen in ihrem Schneeegrabe auf einen Meter, manche auf zwei, einige sogar bis auf fünf bis zehn Meter Tiefe gelagert sind, findet der Steinadler vom März bis Juli sichere Nahrung und kümmert sich um gar kein anderes gesundes Tier.

Der Steinadler ist von der Natur aus zum Aasfresser bestimmt und hat dieselbe Aufgabe in den Hochgebirgen Europas, wie die Aasgeier in Afrika und in den übrigen südlichen Ländern.

In der Nähe der Stadt Leibitz bei Kesmark wurde ein Steinadler auf einem toten Pferde von Schulbuben mit einem kleinen Flaubertgewehr aus einer Entfernung von einigen Schritten erlegt. Auch ein Zeichen, wie sehr sich der Steinadler ans Aas klammert, das ihm die Natur zur Hauptnahrung bestimmte.

Es heisst auch in den Fachwerken, dass der Steinadler seine Beute, die aus Gamsen, Rehen, Schafen und Ziegen besteht, — in den Fängen forttrage.

Das sind lauter phantastische Lügen, da genannte Tiere ein Gewicht von 30—50 kg darstellen.

Meinen gewissenhaftesten Beobachtungen nach ist das Höchstgewicht, welches Steinadler in den Fängen fortzutragen im Stande sind: Beim Männchen 6 kg, beim Weibchen 8 kg. Als höchst mögliches (nicht normales) tragbares Gewicht habe ich beim Männchen 6 kg angegeben, weil sowohl ich

selbst, sowie glaubwürdige andere Beobachter feststellten, dass jeder Steinadler einen ausgewachsenen Karpathenhasen, der ein Gewicht von 5–5½ kg hat, forttragen kann.

Das ist die wahre Naturgeschichte des Steinadlers. Was andere Naturforscher geschrieben haben, sind Reklameartikel für die Fallen-Fabrikanten.

Diese Reklameartikelschreiber sind daran schuld, dass der Steinadler ein Opfer seines Berufes wurde und heute fast überall ausgerottet ist. Die Berufsjäger der grossen Jagdgebiete wüteten ganz fürchterlich in ihrer Vernichtungsarbeit. Es wurden Hasenbälge mit Heu ausgestopft auf einem gut sichtbaren Orte des Felsgebietes plaziert und mit einigen Tellereisen garniert, wo dann am nächsten Tage (viele liessen ihn auch mehrere Tage, selbst wochenlang im Eisen) der stolze »König der Vögel« halb, oder ganz verhungert, mit gebrochenen Fängen oder Schwingen als Jammergestalt aufgefunden und im Siegeszuge heimgetragen wurde. Ein gutes Schussgeld verschaffte diesem scheusslichen Mord immer neuen Anreiz!

Und diese unmenschlichen Greuelthaten wurden edles Waidwerk genannt!

Bis vor ungefähr fünfzig Jahren kannte man in der Tatra diese ekelerregenden Rohheiten nicht, der Steinadler wurde ab und zu, aber meist höchst selten, waidgerecht geschossen, aber nie so barbarisch gequält.

Jedes Brutpaar hatte seinen begrenzten Wohnbezirk und es entspannen sich stets die herrlichsten Luftkämpfe zwischen den Nachbarn, wenn einer dem andern in sein Revier kam.

Dass sich die Steinadler nicht in grösserem Masse vermehren sollen, als ihr Vorhandensein notwendig ist, dafür hat die Natur gesorgt, indem der Steinadler erst im Alter von vier Jahren fortpflanzungsfähig wird, nicht jedes Jahr brütet, und das Weibchen immer nur zwei Eier legt, wovon das eine auch meist unbefruchtet ist, so dass in einem Adlerhorst fast immer nur ein Junges anzutreffen ist, das erst im Alter von 3 bis 4 Monaten flügge wird und dann noch mehrere Monate sehr unbeholfen und auf die sorgfältigste Pflege der Eltern angewiesen ist. — In früheren Jahren (bis 1880) sollen in der Tatra nach Angaben glaubwürdiger Beobachter ungefähr 20–30 Steinadler gewesen sein, heute sind, soweit ich feststellen konnte, nur noch zwei bewohnte Horste vorhanden, es wäre daher die allerhöchste Zeit, dieses schönste und nützlichste Wesen der Tatrafauna unter strengen Naturschutz zu stellen, damit es nicht gänzlich verschwindet!

Aus Javorina erhalte ich den Bericht, dass in den letzten Jahren auch ein Seeadlerpaar als Brutvögel beobachtet wurden, leider konnte ich mich noch nicht persönlich überzeugen, ob es sich tatsächlich um den »*Haliaeetus albicilla*« L. handelt!

Auch kommt in der Hohen Tatra der »Schelladler« (*Aquila clanga*) auch »grosser Schreiadler« genannt vor, so wie sein kleinerer Vetter der »Schreiadler« (*Aquila pomarina*), der die niederen Teile des Waldgürtels als Brutvogel bewohnt. Beide Arten gehören zu den nützlichsten Vögeln, weil

Lurche und Kreuzottern ihre Lieblingsnahrung bilden. Ich beobachtete einmal ein Schreiadlerpaar, welches im Laufe von 2 Stunden ihren Nestjungen 15 Kreuzottern zugetragen haben!

Aus der Gattung der Bussarde ist der Mäusebussard (*Bufo vulgaris*) und der Wespenbussard (*Pernis apivorus*) Brutvogel. Der Raufussbussard (*Archibuteo lagopus*) ist nur immer Wintergast.

Die Falken sind in zwei Arten als Brutvögel vertreten, u. z. der schon selten gewordene Wanderfalke (*Falko peregrinus*) und der noch häufig vorkommende Turmfalke (*Falco tinnunculus*). Leider werden aber auch diese höchstnützlichen Zierden der Natur von Jahr zu Jahr weniger, da sie überall, von unwissenden Jägern beschossen werden!

Die anderen Raubvogelarten gehören nur zu den durchreisenden Gästen gelegentlich ihrer Wanderungen.



Bei der Stadt Leibitz wurde dieser Steinadler mit einem 6 mm Flaubert-Gewehr auf einem toten Pferde erlegt

Foto Dr. G. Grotkowsky

19. WILDTAUBEN.

Die Ringeltaube (*Columba palumbus*. Br.) war als traute, anmutige Bewohnerin des Tatra Waldes allgemein sehr stark verbreitet, doch hat ihre Zahl in den letzten Jahren sehr stark abgenommen. Sie erscheint Ende März oder Anfang April und bringt bei uns gewöhnlich zwei Bruten auf. Im September pflegen sie uns zu verlassen und ziehen in grossen Schwärmen noch einige Wochen auf den Feldern herum, um dann südlichere Gegenden aufzusuchen.

Die Turteltaube (*Columbus turtur*. Naum.) ist auch schon seltener geworden, kann aber noch stellenweise an den Waldisieren beobachtet werden.

Die Hohltaube (*Columba oenas*. Br.), welche früher auch zu den Bewohnern unserer Wälder zählte, ist, seitdem keine alten hohle Bäume mehr vorkommen, gänzlich verschwunden.

20. SCHWIMMVÖGEL.

Die Stockente (*Anas boschas*. L.) ist der einzige Schwimmvogel, der an den Ufern der Gebirgsbäche, sowie auch an einigen Seen zu brüten pflegt, aber immerhin zur Seltenheit gehört.

Den Haubentaucher (*Colymbus cristatus*. Br.) habe ich mehrere Male am Tschirmer See beobachtet, ob er aber in der Tatra brütet, konnte ich leider nicht feststellen.

Andere Schwimmvögel verirren sich auch öfter auf ihren Zügen in die Tatra, haben bei uns aber auch als »Fischlaichträger« keine besondere Bedeutung.

21. DIE WALDSCHNEPFE.

Unzählige Schnepfen, die in dem südlichen Teile Europas der Schiesswut der Jäger zum Opfer fallen, erblicken unter dem Krummholzgürtel der schneegekrönten Gipfel der Tatra das Licht der Welt.

Der romantische Hauch der ungestörten Einsamkeit in den Gefilden des Schutzwaldes pflanzt ewige Sehnsucht zur Heimat in das Schnepfenherz, so dass jede zum Geburtsort zurückkehrt, die den vielfachen Sperrfeuer entrinnen konnte.

Die Schnepfen treffen jährlich in den ersten Apriltagen aus ihren Winterquartieren aus südwestlicher Richtung ein, wo die Weibchen sogleich zum Brutgeschäfte schreiten, da die Paarung sich schon auf dem Zuge, der ihre Hochzeitsreise war, abgespielt hat.

Bei den hiesigen Abend- und Morgenzuge, der kein Zug, sondern nur der tägliche Balzflug der Männchen ist, wird deshalb in der Regel auch kein Weibchen mehr angetroffen.

Dieser Balzflug der Männchen dauert so lange, so lange die Stimme des Kukuks in unseren Wäldern erschallt, das ist bis Ende Juni, oder höchstens bis in die ersten Julitage, um dann plötzlich zu verstummen.

Die noch immer nicht geklärte ornithologische Frage, ob die Waldschnepfe einmal oder zweimal brütet, will ich hiemit beantworten:

Diese Weibchen, deren Gelege oder Brut nicht durch irgend einen Nesträuber zerstört werden, haben ihre Jungen bis Mitte Juni so weit erzogen, dass sie sich selbst ernähren können und der mütterlichen Pflege nicht mehr bedürfen. Diese Weibchen sind es, die sich noch einmal paaren und zur zweiten Brut schreiten, welche sie dann bis Ende August, Anfang September abermals gross gezogen haben.

Die wundervolle Vorkehrung der Natur, dass die Männchen 3 Monate lang ihren Balzflug ausführen und auf ständiger Brautschau sind, hat den Zweck, all diese Weibchen mit der Liebe zu beglücken, welche während dieser Zeit ihre erste Brut verloren haben. Nach Ende Juni findet keine Paarung mehr statt, die Schnepfenbalz hat den Naturgesetzen gemäss aufgehört, da die Jungen nicht mehr aufgezogen werden könnten.

Infolgedessen brüten alle Weibchen, deren erste Brut aufkommt, zweimal jährlich, diese aber, die ihre Brut erneuern müssen, nur einmal.

Die naturgeschichtlichen Angaben der Fachwerke stimmen mit meinen Beobachtung überein, so dass ich diesbezüglich keine weitere Bemerkung habe, bloss das eine nicht unerwähnt lassen will, dass es im Interesse des Schnepfenstandes höchst nötig wäre im Frühjahr das Buschieren mit dem Hühnerhunde und die vielerorts üblichen Treibjagden gesetzlich zu verbieten, weil da die meisten Weibchen ausgerottet werden und sich deshalb der Schnepfenstand auch von Jahr zu Jahr verringert.

22. DAS ROTWILD.

Der König der Wälder des Karpathengebietes ist am Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem Bereiche der Tatra verschwunden. So ein grosses, stattliches Tier konnte es nicht vertragen, dass die zusammenhängenden grossen Wälder, in denen er seine Nahrungswanderungen vornehmen konnte, immer mehr schwanden. Auch wurden die nahrungsspendenden Waldblößen nach und nach zu Wiesen und Viehweideplätze benützt, so dass sich der Hirsch auf einige Reservatgebiete zurückzog, wo noch grössere Flächen den Urwaldcharakter tragen und einige Grossgrundbesitzer sich seiner Hege angenommen haben.



Fürst Hohenlohe fährt zur Hirschbrunft anno 1900

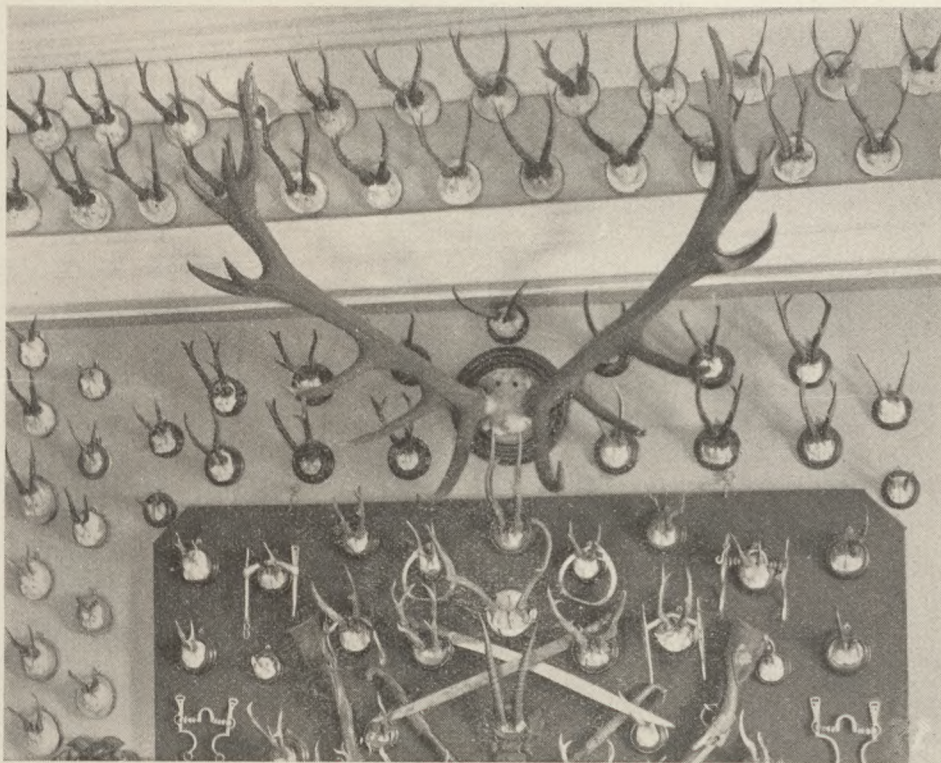
Foto Stefan Kiss

In der Hohen Tatra war der Karpathenhirsch nur meistens Sommergast, den Winter verbrachte er in den grossen Buchen- und Eichenwäldern, welche sich südwestlich und südöstlich von der Tatra erstreckten und wo auch stets genügend Unterwuchs seine ausreichende natürliche Winternahrung bildete.

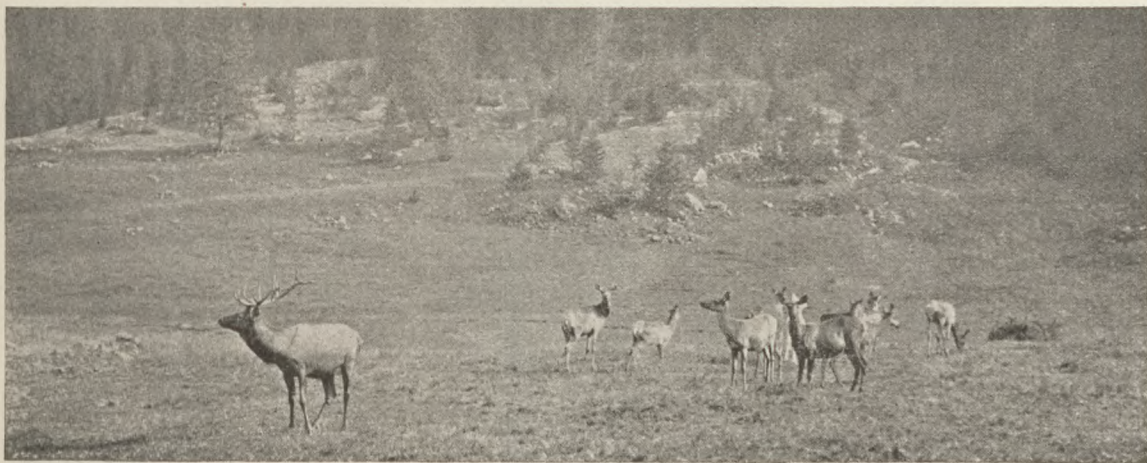
Dass der Hirsch bei uns Sommergast gewesen, bezeugen auch die sehr starken, aber alle noch in Bast erlegten Geweihe, von denen es mir festzustellen gelungen ist, dass sie aus dem Gebiete der Tatra stammen.

Die zweite Abbildung zeigt einen Kapitalen 22-Ender in der Toportzer Geweihsammlung, der die typische Form und Urwüchsigkeit des gewesenen Tatrachirshes darstellt. Wäre dieser Hirsch nicht in Bast erlegt worden und die Stangen nicht von der Rückseite an drei Stellen angebohrt, wodurch sie in den 120 Jahren fast zur Hälfte ihres Ursprungsgewichtes eintrockneten, würde dieses Geweih vielleicht den Europarekord strittig machen, so wiegt es aber nur 8.40 kg.

Dass die fürs Jägerrohr, himmlische Musik der Brunftschrei des Hirsch, in die schönen stillen Herbsttage der Tatra wieder erdröhnt, ist der ausschliess-



Stärkstes Karpathen-Urhirschgeweih 22-Ender, erlegt Anfang des 19. Jahrhunderts in der Tatra
 (Geweihsammlung Toportz)
 Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

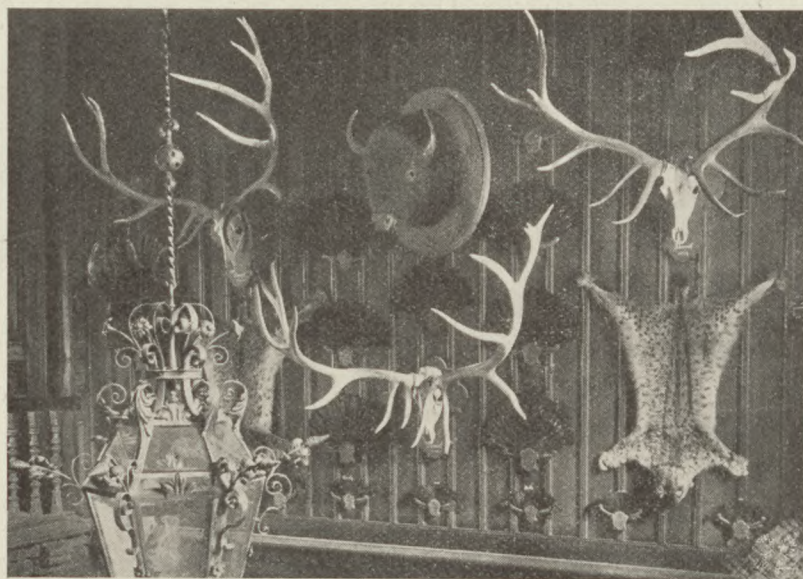


Wapitihirsch, Wapiti- und Rotwildtiere
 Foto Steckel, München

liche Verdienst des hervorragenden Weidmannes Christian Kraft Fürst zu Hohenlohe-Öhringen, der den Hirsch in der Tatra auf seinem im Jahre 1878 von der Familie »Salamon de Alap« erworbenen Besitze in Javorina mit schönstem Erfolge eingebürgert hat.

Mit welcher zärtlicher Liebe sein edles Gemüt an der Hege und Pflege seines fabelhaften Wildstandes hing, beweist seine Opferwilligkeit, die gar keine Grenzen kannte.

Sein Dasein war ein Segen für die Bewohner der ganzen Umgebung von Javorina, da in seinem Jagdbetriebe unzählige Leute Arbeit und Brot fanden und die Landwirte gerade in dieser entlegenen einsamen Gegend ihre Produkte sehr gut veräußern konnten.



Stärkste Hirschgeweihe von neu eingeführten Hirschen aus Javorina
Foto Ing. Jos. Bethlenfalvy

Damit wir eine Idee von der Grosszügigkeit seines Jagdbetriebes erhalten will ich nur in kurzem anführen, welche Massen Futtermittel jährlich für die Hirschfütterung verwendet wurden: Heu 300.000 kg, Hafer 144.800 kg, Kastanien 400.000 kg, Salz 5000 kg und 144.000 kg Brote, welche aus Kornkleie, Bohnenmehl, Gersten- und Kornmehl mit Beigabe von Phosphorsauerem Kalk — täglich 600 kg gebacken wurden.

Zur Einführung gelangten Rothirsche, Altaihirsche, Wapiti- und englische Weissirsche. Die Rothirsche stammten von Slawentzitz, Preussisch-Schlesien, aus den dortigen Besitzungen des Fürsten und hatten sehr viel Karpathenblut in ihren Adern, weil die dortige Blutaufrischung stets mit ungarischen Karpathenhirschen erfolgte, weshalb sich diese am besten akklimatisierten. Die asiatischen, amerikanischen und englischen Rassen lieferte die



Vollblut Altaier Hirsch in Javorina
Foto Steckl, München



Fürst Hohenlohe und sein Jagdpersonal
Foto Stefan Kiss



Firma Hagenbeck, Hamburg und zeigten viel weniger Widerstandskraft als die Rothirsche, deren Vorfahren einst zum Originalwilde unserer Fauna gehörten.

Aus Slawentzitz kamen nach Javorina im Jahre:

1879: 3 Stück Rotwild.

1880: 26 " "

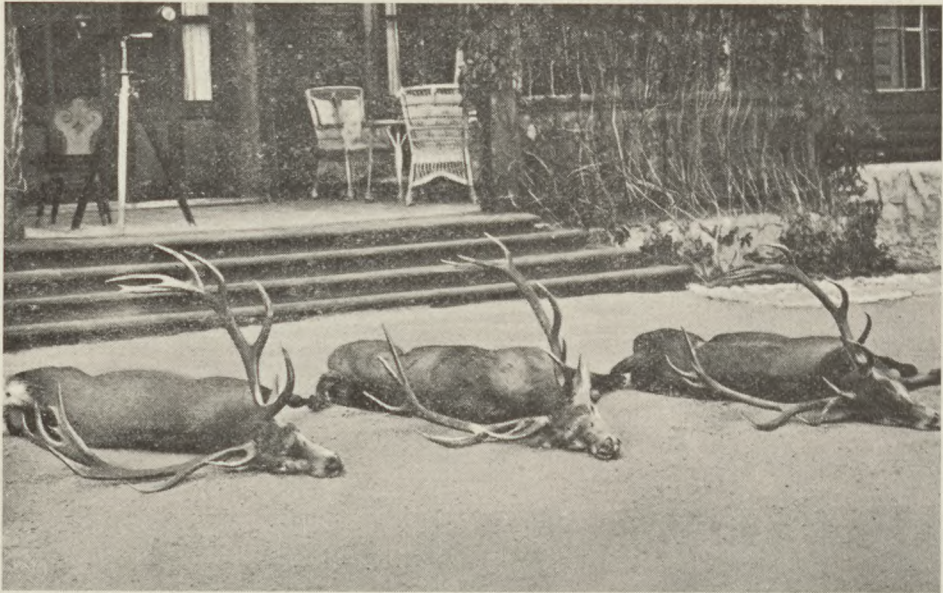
1881: 21 " "

1882: 15 " "

1883: 15 " "

1885: 32 " "

Zusammen 112 Stück.



Drei Platzhirsche auf der Strecke vor dem Jagdschlosse Javorina
Foto Stefan Kiss

Der stärkste Hirsch von Javorina, dessen Abwurfstangen im Jahre 1884 als ungerader Achtzehnder 11.75 kg, im Jahre 1885 aber 12.10 kg wogen und der im Jahre 1886 lungenkrank eingegangen ist, kam am 28. April des Jahres 1881 aus Petersburg nach Javorina, war ein »Uralhirsch«, hatte den Namen »Vasko« und ist nach einem Schreiben des Herzogs von Sachsen-Altenburg spezial »turkestanischer Rasse« gewesen.

Vom Jahre 1879 bis 1889, also volle 10 Jahre hindurch durfte in Javorina niemand einen Hirsch schießen.

Den ersten Hirsch erlegte Herr Güterdirektor Eduard Kégel am 28. September des Jahres 1889. Der Fürst selbst erlegte seinen ersten Tatrahirschen, einen ungeraden Vierzehnder im Gewichte von 160 kg erst am 8. November des gleichen Jahres.



Kapitaler 14=ender Kreuzungshirsch vor dem Jagdschlosse Javorina

Foto Stefan Kiss



Hochwild im Winter

Foto Frau Eva Kummer

Dass die Bären, die damaliger Zeit in Javorina noch recht zahlreich waren, den Hochwildstand geschadet hätten (wie von vielen irrtümlich geglaubt wurde), ist nicht der Fall! Von Bären wurde ausschliesslich nur krankes Wild geschlagen, womit sie einen unschätzbaren Sanitätsdienst in der erforderlichen natürlichen Selektion leisteten!

Darum wurden auch die Bären, deren Höchststand in Javorina 30 Stück betrug, auf das sorgfältigste gehegt und den Winter hindurch mit künstlicher Fütterung wach erhalten. Es wurden für die Bären bis zu 120 Stück Pferde pro Winter geopfert und damit dieselben reichlich mit Futter versorgt.



Kreuzungshirsche im Winterwald
Foto Frau Eva Kummer

An Krankheiten sind die Nasenbremse (*Oestrus nasalis*), hauptsächlich aber der Lungenfadenwurm, richtig Palissadenwurm (*Strongylus filaria*) zu erwähnen, die bei unserem Hochwild recht oft vorgekommen sind.

Diese Lungenkrankheit hat hauptsächlich von diesen Tieren, welche sich nicht recht aklimatisieren konnten, sehr viele dahingerafft.

Der Weltkrieg und noch viel mehr die »Nachkriegsverhältnisse« haben den Hochwildstand in der Tatra gewaltig verringert. Während der Stand im Jahre 1914 2000 Stück betrug, ist er im Jahre 1928 nur mehr mit 550 Stück festzustellen gewesen. Aber diese Zahl sinkt von Jahr zu Jahr weiter herunter.

Die rastlos fortschreitende Kultur hat im Gebiete der Tatra schon jedes Stückchen Waldboden zum »künstlichen Forst« umgestaltet. Der natürliche Misch-



An Lungenwurmseuche (*Strongylus filaria*) erkrankter Wapitihirsch
Foto Ján Lamplota, Tatras-Lomnitz



Röhrender Brunfhirsch
Foto Frau Eva Kummer

wald, den Gott einst geschaffen und damit unzählige Tierarten ernähren konnte, ist verschwunden.

Wo der Urwalddcharakter aufhört, kann Hochwild nur durch künstliche Winterfütterung und fachgemässe Hege erhalten werden.

Es ist allgemein bekannt, dass eine Hochwildhege aber nur auf den Grossgrundbesitzen möglich ist.

Unsere heutigen »sozialpolitischen Verhältnisse« können ohne Staatshilfe den Tatrahirschen keine Existenzmöglichkeit mehr bieten.

Der Brunftschrei, der, durch das Echo der Felsenwände verstärkt, den sternenhellen Septembernächten der Hohen Tatra den märchenhaften Zauber verlieh, kann zum Schwanengesang werden und in kurzer Zeit nur noch der Sagenwelt angehören.

23. DAS STEINWILD.

Georg Buchholtz sen. schreibt in seinem »Historischen Geschlechtsbericht« vom Jahre 1664, Seite 82—83, wörtlich folgendes:

»An etlichen Orten wilde Ziegen oder Gemen, bei denen auch Steinböcke waren, und haben dieselben Herde weise angetroffen, in einen Hauffen zu sechsen, 10, 12, 14, 16, wohl auch zwanzig. Bey jeden Haufen aber war ein Bock, so auff der Wacht gestanden; und da der selbe eines Menschen ansichtig ward, fing er an wie ein Schäffer zu pfeiffen; sobald nun die anderen Gemen solches hörten, fingen sie an davon zu lauffen, in der Meinung die Wilderer wären schon vorhanden, sie zu schiessen Darumb sind sie etliche Thürme hoch von einem Felsen auf den anderen herunter gesprungen, bis sie in denselben Grund, allwohero der Kaalbach heraus fließet, gekommen. Allhier war zu hinterst ein gefrorenes und mit Eys bedecktes und beschneytes See, welches nur in der Mitte offen gewest: da sich dann die Ziegen-Böcke in großer Menge umb und umb in feiner Ordnung gestellet, und aus dem See gesoffen haben, denen wir eine Weile mit großer Lust zusehen, usw.«

Diese Aufzeichnung führte viele Geschichtsforscher zu der Annahme, dass das Steinwild einst als Urwild die Hohe Tatra bevölkerte.

Der mit der Biologie vertraute Naturforscher sieht in dieser Aufzeichnung aber auf den ersten Blick, dass wir es — soweit der Steinbock in Frage kommt — mit einem phantastischen Märchen zu tun haben, welches jeder ernstesten naturwissenschaftlichen Grundlage entbehrt.

Gemen mit Steinwild in einem Rudel vereint, hat auf der ganzen Erdenrunde noch nie jemand angetroffen.



Ziehendes Steinwild
Foto Frau Eva Kummer

Die Gemen scheuen und verabscheuen instinktiv jede Gesellschaft einer anderen Tierart und weichen auf kilometerweite Distanzen jedem Steinwild-, Ziegen- oder Schafrudel aus; würden sie dies nicht tun, hätten sie sich schon längst mit Schafräude infiziert und wären bereits ausgestorben.

Dass die »Wachgemse« auch nur in der Fabel, aber nirgends in der Natur existiert, weiss wohl jeder Gemsjäger.

Das Wahre an der Buchholtzschen Beschreibung ist bloss, dass im alten Zipser deutschen Dialekt das »Gemsrudel« (vom slawischen »*divá koza*« stammend) als »wilde Ziegenherde«, der »Gemsbock« oft als »Steinbock« und die »Gemsgeiss« als »Gemse« bezeichnet wird!

Als ich vor 40 Jahren zum ersten Mal die Lomnitzer Spitze bestieg, machte mich mein alter Führer Paul Wester aus Altwalddorf unter der Mosesquelle auf zwei Gemen aufmerksam. Indem er auf die Gemen deutete, sagte er: »Der obere ist der Steinbock, die untere ist die Gemse«. Als ich ihm den Ausdruck »Steinbock« auf »Gemsbock« korrigierte, sagte er: Steinbock oder Gemsbock ist alles eins!

Einige Geschichtsforscher glauben auch deshalb dass das Steinwild einst in der Tatra vorgekommen wäre, weil sich in den Wappen einiger alten Zipser Adelsfamilien der Berzeviczy, Mudrány usw. schlecht gezeichnete Gembilder vorfinden, die den Steinbock sehr ähnlich sehen. Ich habe mehrere derartige Familienwappen in meinem Besitze und kann versichern, dass es sich immer nur um Gemen mit zu gross gemalten Krickeln handelt.

Das ganz sichere Zeichen aber, welches darauf hindeutet, dass das Steinwild von Natur aus nie in der Tatra vorgekommen ist, besteht darin, dass in den Schädel-, Skelett- und Knochensammlungen unserer Museen keine Spur von Steinwildüberresten vorzufinden ist!

Das Karpathenmuseum in Poprad hat eine derart reichhaltige Sammlung, dass daraus mit Leichtigkeit jedes Tier bestimmt werden kann, welches jemals, auch vor Jahrtausenden in der Tatra und deren Umgebung vorgekommen ist! Wir finden dort nicht nur die Gebeine der noch gegenwärtig lebenden Tierarten, sondern auch diejenigen, die schon vor Jahrtausenden ausgestorben sind!

Wenn Knochenreste des *Bos europeus*, *Cervus maximus*, ja sogar des *Ursus peleus* vorzufinden sind, warum sollten nur die des *Capra ibex* fehlen, wenn er da vorgekommen wäre?

Ich habe die Museen und Jagdtrophäensammlungen, auch alle prähistorischen Funde berücksichtigend, genau untersucht, aber gar nichts gefunden, woraus zu schliessen wäre, dass das Steinwild je als Originalgeschöpfe in der Tatra existiert hätte!

Die Steinwildgehörne, welche ich vorgefunden habe, stammen nicht aus der Tatra, oder aber von den durch den Fürsten Hohenlohe dorthin eingeführten Exemplaren.

Ein Steinbockgehörn befindet sich zwar in der Görgey'schen Geweihsammlung in Toportz, gelangte aber aus Wien vor langen Jahren als Geschenk eines Verwandten der Familie dorthin und ist ein Afrikaner (*Capra Nubiana*).

Da der Steinbock als Originalschöpfung der Natur nur in grossen, zusammenhängenden Gebirgszügen vorgekommen ist, die eine Höhe von über 3000 Meter ü. d. M. aufzuweisen haben, kann mit Bestimmtheit angenommen werden, dass das Steinwild nie zur Tatrafauna gehörte und erst im Jahre 1901 hier eingeführt wurde.



Steinwild-Blendling
Foto Frau Eva Kummer

Die Berichte der Fachliteratur über das »Steinwild in der Tatra« stimmen aber auch nicht! Prof. J. Knotek, Bruck a. d. Mur, schreibt in der vierten Auflage der »Hohen Jagd« vom Jahre 1920 folgendes:

»Als fast unmittelbar nach dem Ableben König Viktor Emanuels mit der Steinwildzuchterei aufgehört wurde, kaufte im April 1879 Heinrich Fürst von Pleß den Hauptstock derselben, bestehend aus 25 Stück Steinwild, von denen 8 Böcke und 7 Geissen reinblütig, 7 Geissen und 4 Kitze Bastarde waren. Sie wurden östlich vom Paß Lueg im Tennengebirge ins Freie gesetzt, pflanzten sich nicht gut fort und die letzten Stücke — 6 Böcke

und 17 Geissen — wurden Ende Januar 1901 dem Fürsten Hohenlohe-Öhringen überlassen und auf dessen Besitz Javorina in der Zips, nach Ungarn überführt. Obzwar alle 23 Stück gut ankamen, reduzierte sich der Stand im selben Jahre um ein Bedeutes: Ein Bock ist abgestürzt, ein zweiter wurde nach Hamburg abgegeben, zwei Böcke und zwei Geissen wurden von Bären geschlagen und vier Geissen gingen an Darmkatarrh ein. Wenn auch die Vermehrung keine ungünstige genannt werden konnte, so waren es wiederum niedrige Witterungsverhältnisse, die das Fortkommen des Saizes, wenn schon nicht ganz vereitelten, so doch stark beeinflussten, so daß nur ein kleiner Prozentsatz der Kitze erhalten blieb. Zu diesem Bastardsteinwild kamen in den Jahren 1901 und 1902 Besoarziegen als angeblich »asiatisches Steinwild« und im letzten Jahre zwei einjährige Sinai-Steinböcke. Nach einer brieflichen Mitteilung vom 29. Januar 1909 ist das ganze Steinwild im Laufe des Winters 1908 an Darmkatarrh eingegangen, so daß in der Tatra heute weder eine Steinwild-, noch eine Bezoarziegenkolonie besteht.

Die Behauptung, dass kein Steinwild mehr in der Tatra wäre, stimmt nicht! Das Steinwild ist noch bis zum heutigen Tage, allerdings künstlich erhalten geblieben, da wegen der zu frühen Setzzeit die Geissen in Stallungen gebracht werden müssen, weil sonst die Kitze in der Winterkälte eingehen. Auch kommt das Steinwild bei eintretenden grösseren Schneefall ins Tal und sucht seine Winterfutterplätze auf, wo es künstlich erhalten werden muss.

Was die Rasse anbelangt, ist es heute allerdings unmöglich etwas positives zu bestimmen, da die bis jetzt erhaltenen Exemplare eigentlich ein Blendlingskauderwelsch sind! Die Vielfarbigkeit, ihrer Behaarung — es gibt gelbe, braune, graue, ja sogar bunte Stücke mit dunklen Aalstreifen schwarzer Brust usw. — ferner der starke Kinnbart (der dem Alpensteinwild fehlt) sind untrügliche Zeichen von Ziegenblutmischung. Auch haben die ausgestopften Köpfe, die sich einige Jäger als Wanddekoration präparieren liessen, einen so widrigen Ziegenbock-Brunftgeruch, dass sie noch viele Jahre nach ihrer Präparierung in keinem Wohnraum aufbewahrt werden können.

Es wurden in den Jahren 1901–1924 (der letzte Bock kam 1924 aus St. Gallen) insgesamt 128 Stück Steinwild (besser gesagt Steinwild genannte Geschöpfe) nach Javorina eingeführt, die aus den Italienischen Alpen, Sibirien, Turkestan, Himalaya und Abessinien stammten, doch der grosse Mühe und Opfer nicht wert waren, die sie beanspruchten, da sie sich in der Tatra nicht akklimatisieren konnten!

Die Gebirge, wo das Steinwild als Originalwild seine Heimat hatte, sind viel höher und haben einen viel spärlicheren Pflanzenwuchs als die Tatra, was für seine Erhaltung insofern von grösster Wichtigkeit war, da sich an derartigen Orten die Brunft erst im Monate Dezember einstellte, was zu seiner Erhaltung als unerlässliche Bedingung gehörte.

Alle Naturforscher, die sich mit der Biologie des Steinwildes näher befasst haben, kommen zu der Schlussfolgerung, dass das Steinwild deshalb ausgestorben ist, weil sich seine Brunftzeit vom Dezember auf den Monat August verschoben hat!

Otto Grashey, »Praktisches Handbuch für Jäger« 1894, Seite 89 schreibt:

»Die Vermehrung geht sehr spärlich vor sich, weil das Steinwild volle 3 Jahre braucht, bis es fortpflanzungsfähig wird, die Brunft fällt in den Dezember — manche, wie A. Brehm, verlegen sie in den Januar, nachdem die Geiß 5 Monate hochbeschlagen geht, wird im Juni das Kitz gesetzt usw.

Im Tennengebirge (wohin das Steinwild im Jahre 1879 ausgesetzt wurde) fällt die Brunft in den Monat August, somit die Setzzeit ungefähr in die zweite Hälfte des Februar fällt, was ob des gerade um diese Zeit herrschenden strengen Winters sehr ungünstig ist. Aus dieser Veranlassung gehen alljährlich die Kitze zu Grunde.

Das Aussterben des Steinwildes aus den Alpen muss ausser der fürchterlichen Zerstörungsarbeit der Wilderer, mit vollster Entschiedenheit auch auf die Verschiebung seiner Brunftperiode zurückgeführt werden!



Steinwild bei der Fütterung im Jahre 1933

Foto Frau Eva Kummer

Die höchst interessante biologische Frage ist: Was ist die Ursache dieser Verschiebung gewesen?

Herr Hofrat Dr. Wurm, Teinach, sagt über das Aussterben des Steinwildes folgendes:

»Der Stand des Steinwildes wurde ausser durch die Kugeln der Alpenjäger und der Wilderer, noch durch Lawinen, Steinschläge, Sturm, Schnee und Kälte, durch späte und spärliche Fruchtbarkeit der Tiere, sowie durch mangelhafte Äsung in jenen Stein- und Eiswüsten schwer beeinträchtigt, ferner hausten in jenen weltfernen Höhen zahlreiche starke Raubtiere, wie Bär, Wolf, Luchs, Adler und Lämmergeier, welche in ziemlich ungestörter Ruhe den Stand dezimierten«.

Diesen Ausführungen kann ich nicht beistimmen, sondern muss das Gegenteil behaupten! »Witterungsumbilden und Raubtiere« hausten sehr viele Jahrtausende hindurch mit dem Steinwilde zusammen und das Aussterben des Steinwildes begann erst dann, als mit der Raubzeugverteilung begonnen wurde!

Das Raubzeug spielte bei der »selectio naturalis« im Haushalte der Natur immer die wichtigste Rolle, beim Steinwild speziell aber war das Raubzeug direkt dazu da, die vorzeitige Brunft des Steinwildes zu vereiteln!





Steinwild im Reviere »Kón« Javorina
Foto Steckel, München

Das mit sehr scharfen Sinnesorganen ausgestattete Steinwild äugte und witterte ausgezeichnet und war so scheu, dass es sich aus seinen einsamen Höhen nicht herunter wagte, bis sich Meister Petz nicht zum Winterschlaf begeben, Wolf und Luchs aber auf ihren Winterwanderungen in die Niederungswälder gezogen sind!

»Mutter Natur deckt jedem seiner Geschöpfe den Hochzeitstisch« muss ich nun abermals wiederholen!

Der Hochzeitsschmaus des Steinwildes bestand aus den Baumtrieben des Waldgebietes (Lieblingsfutter aller Ziegenarten), zu denen es, so lange es noch Raubzeug in den Alpen gab, nur im Winter gelangen konnte, als das Raubzeug aber ausgerottet war, stieg es schon im August in die Täler, wo die reichliche Nahrung alsbald den Brunfttrieb erweckte! Das ist die Ursache der Verschiebung der Brunftzeit des Alpensteinwildes!

Wo der Bär, Wolf und Luchs ausgerottet ist, hat das Steinwild auch nichts mehr zu suchen! Es rächt sich immer und überall, wo das verwirrende Eingreifen des Menschen das in vollendeter Weise sich selbst regelnde, harmonische Gleichgewicht der Natur zerstört!

24. DER WISENT.

Zum Schlusse meines Werkes kann ich über das gewaltigste europäische Naturdenkmal nur schon einen kurzen Nekrolog verfassen.

Der Wisent, der früher fast über ganz Europa verbreitet war, ist seit 200 Jahren aus freier Wildbahn ausgestorben. In der Hohen Tatra war er stets nur Sommergast gewesen und scheint sich zumeist in den westlichen Ausläufern der Tatra, in den Oravaer Gebirgszügen aufgehalten zu haben, wie dies aus den Knochenresten, die zumeist in der Umgebung des Dorfes Zuberec aufgefunden wurden und dem Dorf selbst auch seinen Namen gegeben haben (Zubr, slawisch: Büffel), anzunehmen ist.



Wisentherde im Revier »Pod Rogova«, Javorina
Foto Steckel, München

Über 200 Jahre hindurch war kein Wisent mehr im Tatragebiete und nur die fabelhafte Wildliebhaberei und pompöse Opferwilligkeit des Fürsten Hohenlohe-Öhringer brachten ihn im Jahre 1885 wieder in die Tatra zurück.

Es wurden von ihm im Laufe der Jahre insgesamt 44 Stück nach Javorina eingeführt, von denen allerdings nur 2 Stück europäische Wisente waren und aus den berühmten Hegegebieten des Fürsten Pless stammten,

die anderen lieferte die Firma Hagenbeck und sie sollen amerikanischen Ursprungs, d. h. Bisons (*Bos americanus* Gmel.) gewesen sein. Der Wisent und Bison waren seinerzeit Wandertiere, die auf ihren Nahrungswanderungen jährlich mehrere hundert Kilometer zurücklegten und sich deshalb an die Gefangenschaft nicht gewöhnten, was sich hauptsächlich darin äusserte, dass ihre Fortpflanzung nicht mehr recht von statten ging. In Javorina wurde erst 6 Jahre nach ihrer Einführung, am 13. Mai 1901, das erste Kalb gesetzt.

In den ganzen 46 Jahren, in denen Bisons in der Tatra waren, nämlich von 1885 bis 1932, sind in Javorina nur 18 Stück aufgewachsen.

Zum Abschuss gelangten im ganzen nur 4 Stück! Den ersten erlegte Erzherzogin Isabella, den zweiten Erzherzog Friedrich, den dritten Oberst Fürst Georg Friedrich Hohenlohe-Öhringen, den vierten und letzten Fürst Tassilo Festetics.

Alle anderen, bis auf eine Ferse, sind an verschiedenen Krankheiten im Laufe der Jahre eingegangen und teilweise abgegeben worden. Viele kranken Stücke wurden auch von Bären geschlagen. Aber immer nur kranke!

Ein höchst interessanter Fall ereignete sich, als die Bisonherde einmal verlauste und man glaubte die Läuse vertilgen zu müssen. Ein Teil der Herde wurde eingefangen (alle liessen sich nicht) und durch tierärztliche Behandlung ihrer Läuse befreit. Doch was geschah? Sämtliche Tiere, deren Läuse vertrieben wurden, bekamen die Räude und gingen daran zugrunde, während



12-jähriger Wisentbulle
Foto Stefan Kiss

diejenigen, deren Läuse nicht ausgerottet werden konnten, gesund am Leben blieben, da sie von der Räude nicht befallen wurden!

Da sehen wir wieder, dass es im Haushalte der Natur keine schädlichen oder nützlichen Geschöpfe gibt, vielmehr jedes Wesen laut Naturgesetz seinen bestimmten Zweck zu erfüllen hat. Ist es nicht ein Wunder Gottes, dass eine Laus zum Lebensretter des grössten und mächtigsten Tieres werden kann?



Der letzte legte Wisent in der Tatra. Erleger: Fürst Tassilo Festetics. (In weisser Kappe)
Foto Stefan Kiss

Dieser Fall steht aber in der neueren Naturgeschichte nicht vereinzelt da, sondern ist etwas natürliches. Der berühmte Afrikaforscher und Grosstierfänger Josef Delmont schreibt in einem seiner Werke folgendes:

»Alle Tiere ohne Ausnahme sind mit Ungeziefer behaftet, ja es ist interessant zu hören, dass auch das Ungeziefer selbst unter noch kleineren Quälgeistern zu leiden hat. So sitzen auf einer großen afrikanischen Baumwanze ganz kleine, dem Auge fast unsichtbare Blattläuse.

In der afrikanischen Steppe, auf dem Nil, sieht man stets auf dem Rücken der Tiere kleine oder größere Vögel, welche emsig beschäftigt sind, die auf und in der Haut ihrer Gastwirte sich herumtreibenden Insekten, Maden, Läuse, Flöhe, Holzböcke und Zecken zu verzehren. Dieses Geschäft besorgen der kleine und große Madenhacker und sie verhüten dadurch, daß das Ungeziefer überhand nimmt.

Jedoch die Natur hat nichts ohne Zweck erschaffen! Tiere der Wildnis, welche kein Ungeziefer in Fell, Balg, Schuppen oder auf der nackten unbehaarten Haut haben, sind krank, und ich konnte stets beobachten, dass bei solchen Tieren Hautkrankheiten, Räude oder Krätze Platz griffen. Es ist erwiesen, daß das Ungeziefer Gift für die Ekzemenikroben ist. Nimmt jedoch die Räude überhand, verlassen alle anderen Quälgeister die verseuchte Haut!« usw.

Wie grausam der »Kulturmensch« in der Ausrottung des Bisons in Amerika, aber auch des Wisents in Europa vorgegangen ist, beschreiben zwei berühmte Naturforscher folgendermassen:

Theodore Roosevelt schreibt in seinem Werke »Jagden in amerikanischer Wildnis« 1905, Seite 192:

»Zu der Zeit, als wir ein Staat wurden, im Jahre 1776, schweiften noch die Büffel, das Wild, welches zuerst verschwindet, wenn die Wildnis besiedelt wird, bis zu den Kämmen der Gebirge, die die Westgrenze von Pennsylvanien, Virginien und der beiden Karolina bilden. In großen Mengen standen sie dort, wo jetzt die Staaten Ohio, Kentucky und Tennessee liegen. Aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden sie über den Mississippi getrieben und waren während der nächsten achtzig Jahre eine der auffallendsten und eigentümlichsten Erscheinungen der großen Ebene. Unzählbar war ihre Anzahl, unglaublich groß. In ungeheuren Herden von Hunderttausenden von Individuen wanderten sie vom Saskatchewan bis zum Rio Grande und westlich bis zu den Rocky Mountains. Sie lieferten sowohl den Reiterstämmen der Indianer und der merkwürdigen Mischlingsbevölkerung von Franzosen und Indianern am Red River, als auch jenen unerschrockenen, typischen Wanderern, den weißen Jägern und Trappern, was sie zum Lebensunterhalte brauchten. Ihre Anzahl verminderte sich zwar langsam, aber bis zur Zeit nach dem Bürgerkriege war die Abnahme doch nur eine sehr allmähliche, und sie wurden schließlich nicht durch die Ansiedler ausgerottet, sondern durch die Eisenbahnen und die Pelzjäger.

Als der Bürgerkrieg beendet war, wurde der Bau von Eisenbahnlinien, die den ganzen Kontinent durchquerten, mit äußerstem Eifer gefördert.

Sie verschafften den Jägern billige und durchaus notwendige Transportmittel, an denen es bis dahin noch gänzlich gefehlt hatte und gleichzeitig stieg die Nachfrage nach Büffelhäuten ganz bedeutend, so daß die ungeheure Menge der Tiere und die verhältnismäßig große Leichtigkeit, mit der sie abgeschlachtet werden konnten, Scharen von Abenteurern anzog.

Die Folge war ein Hinmorden des stattlichen Wildes, wie es die Welt nie zuvor gesehen hatte; nie zuvor waren so viele große Tiere derselben Art in so kurzer Zeit vernichtet worden. Mehrere Millionen Büffel wurden getötet. Fünfzehn Jahre, nachdem die Vertilgung begonnen hatte, waren die großen Herden ausgerottet!

Aller Wahrscheinlichkeit nach gibt es jetzt im ganzen keine fünfhundert wilde Büffel mehr auf dem Festland von Amerika und seit 1884 existiert schon keine Herde von hundert Stück mehr!«

Noch viel entsetzlicher war aber die Ausrottung in Europa!

Friedrich von Lucanus beschreibt sie in seinem ganz hervorragendem Werke: »Im Zauber des Tierlebens« 1926, Seite 150 folgendermassen:

»Besonders die Könige von Polen und die Zaren des russischen Reiches widmeten sich mit grösstem Eifer der Wisentjagd. So blieb diesem edlen Wilde in Polen und in Russland eine Zufluchtstätte erhalten, wo es Dank der weidmännischen Bestrebungen der Herrscher mit Verständnis gehegt wurde. Der Wald von Bialowies und der Kaukasus waren diese ehrwürdigen Stätten, wo die letzten Reste des Wisents als Zeugen herrlicher, verklungener Zeiten ihr Leben fristeten.

Leider muss man sagen »waren«, denn heute sind sie nicht mehr.

Der sinnlosen Wut und dem blöden Unverständnis des russischen Bolschewismus mussten diese herrlichen Naturdenkmäler zum Opfer fallen.

Die Rätetruppen haben die Wisente schonungs- und erbarmungslos niedergeknallt. Hat man doch in Russland Treibjagden auf Wisente mit Maschinengewehren unter Aufbietung ganzer Regimenter der roten Garde als Schützen und Treiber abgehalten «

Trotz alledem ist aber der Wisent noch nicht gänzlich vom Erdboden verschwunden! Laut den Berichten des Herrn Dr. Lutz Heck »Deutsche Jäger-Zeitung«, Ausgabe A. Nr. 47. Bd. 99 vom 18. November 1932 hat »Die internationale Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents« in folgenden Ländern staatliche Schutzparke eingerichtet: Schweden=Langsoe, Ungarn=Visegrád, Deutschland=Lippspringe und Polen=Bialowies. Der letztgenannte Park liegt dort, wo der Wisent sich am längsten in Europa erhalten hatte.

Laut dem Bericht des Zuchtbuchführers Herrn v. d. Groeben betrug der Bestand des Wisents auf der ganzen Erde am 1. Januar 1932 noch 67 Wisente, davon 34 männliche und 33 weibliche.

In ähnlichen Schutzparks gelang es in Amerika dem »American Bison Society« den amerikanischen Bison (auch Indianerbüffel genannt) von wenige Hundert auf viele Tausend (Bestand 1932 etwa 20.000 Stück) wieder zu vermehren.

Der letzte »Tatrabüffel« der da geboren war und sich in den letzten Jahren aus Langweile in seiner Einsamkeit der Hausviehherde zugesellte, war eine Wisent-Bisonkreuzung, eine 10 Jahre alte Ferse und wurde am 5. März 1932 nach Prag transportiert, um im dortigen Tiergarten untergebracht zu werden.

Somit ist das letzte Stück, des stärksten Wildes Europas, das einst den alten Germanen die gewaltigen Trinkhörner spendete und ein Stück heilige Urgeschichte verkörperte, höchstwahrscheinlich auf ewig aus der Hohen Tatra verschwunden!



Das allerletzte Stück, eine 10-jährige Ferse, die am 5. III. 1932 in den Prager Tiergarten gelangte
Foto Frau Eva Kummer



SCHLUSSWORT.

Im grossen Haushalte der Natur finden wir im Tierreiche überall auf dem ganzen Erdenball Pflanzen- und Fleischfresser, welche den Naturgesetzen gemäss dazu bestimmt sind, einander zu erhalten!

Der Mensch, der mit seinen Naturkenntnissen und Habgier die Natur verbessern will, teilte nach seinen äusserst relativen und ganz falschen Begriffen die Tiere in »schädliche« und »nützliche«, wodurch das harmonische Gleichgewicht in der Natur überall zerstört wird — wo er hinkommt!

Wo man mit der Ausrottung einzelner Tierarten das bessere Fortkommen, die grössere Vermehrung gewisser Arten erzielen will — entstehen Krankheiten und Seuchen, die die menschlichen Eingriffe zunichte machen!

Der »Sanitätsdienst« ist in der Natur auf das sorgfältigste geregelt und kann nur dort tadellos funktionieren, wo sämtliche Tierarten erhalten bleiben, welche Gott erschaffen hat. Wo der Sperber ausgerottet ist — werden Schwalben und Meisen von Jahr zu Jahr weniger, da ihnen die Spatzen die Brutstätten rauben. Wo der Habicht vertilgt wird, verschwinden die für die Waldungen so nützlichen Wildtauben, weil sie infolge von Krankheiten zu Grunde gehen. Wo Uhu und Marder vernichtet sind — werden Krähen zur Landplage, zu fürchterlichen Nesträubern. Wo der Fischotter geduldet ist, wimmelt es von Fischen, wo er ausgerottet wurde, verschwinden die Fische, da sie der »Fischseuche« zum Opfer fallen.

Jeder langjährige Naturforscher, der mit offenen Augen und richtigen Sinn die Stätten der heiligen Natur durchwandert, wird immer mehr die Überzeugung gewinnen, dass es im Naturhaushalte weder »nützliche« noch »schädliche« — sondern nur »notwendige« Geschöpfe gibt!

Die Sinnesorgane sind bei jedem Tier in der freien Natur derart ausgebildet, dass es sich nur so lange gegen seine natürlichen Feinde schützen kann, so lange es vollkommen gesund ist und sich zur Nachzucht eignet.

Die künstlich gehegte, künstlich gefütterte und dadurch degenerierte Häsin setzt ihre Jungen wo immer in die Ackerfurche, wo dieselben jedem Fleischfresser preisgegeben sind. Die Waldhäsin der Karpathen, die von ihrer Urwüchsigkeit durch den »Einfluss des Menschen« noch nichts verloren hat, setzt ihre Jungen stets in einen Dornen- oder Wacholderbusch, wo dieselben gut unterbracht sind und ihr Aufkommen gesichert ist!

Bei künstlich gezüchteten Rehwild fallen sehr viele Rehkitze den Füchsen zum Opfer! Im Urwalde nie! Im Karpathenwalde verständigen sich alle Tiere auf das genaueste! Ich konnte es sehr oft beobachten, dass jede Rehgeiss, wenn sie sich auch auf mehrere Kilometer von ihren Kitzen entfernte, immer rechtzeitig zur Stelle war, wenn ein Fuchs in die Nähe der

Kitze kam und denselben so energisch angriff, dass ihm auf ewig der Appetit von Rehkitzen verging! Den schnürenden Fuchs oder Luchs im Walde verraten unzählige Vögel und Tiere, jedes stösst seine Warnungsrufe aus, wodurch ein Wild das andere im Unterbewusstsein durch instinktive Triebkraft vor jeder Gefahr beschützt! **So lange ein Tier vollkommen gesund ist, hat es die Möglichkeit sich dadurch jeder Gefahr zu entziehen.** Ist es aber erkrankt, verwundet, altersschwach oder entartet, versagen seine Sinnesorgane, es vernimmt nicht mehr die »Stimme des Waldes« und fällt nach den »Gesetzen der Natur« seinem Erlöser zum Opfer.

»Schutzstellung«, »Schutzfärbung« und »Somalyse« sind die weiteren Behelfe jedes gesunden Wesens, welche in der alten Naturgeschichte auch nie recht gewürdigt und verstanden wurden!

Der grösste Fehler aller jagdzoologischen Werke ist aber der, dass immer von »nützlich« und »schädlich« für »Land- oder Forstwirtschaft«, sowie über »nützlich« und »schädlich« — für den »Jagdbetrieb« gesprochen wird!

Sind das auch wirklich Jagdschädlinge, welche die Natur dazu bestimmte uns den Wald und das Feld zu erhalten? Oder kann sich jemand eine Jagd ohne Wald und Feld vorstellen?

Viele glauben, unzähligen den Wald und das Feld mit Verwüstung drohenden Insekten mit technischen und chemischen Mitteln beikommen zu können! Doch diese »Naturblinden« sind in einem sehr grossen Irrtum! Waldvergasen durch Flugzeuge vernichtet die Singvögel! Heuschreckenvergiftungen töten die besten Heuschreckenvertilger: die Störche, Stare u. s. w. Bei Obstbaumbespritzungen habe ich auch schon grosses Meisesterben beobachten können, da die vertilgten Raupen und Puppen auch die Meisen vergiften! Feldmäusevertilgung durch Gift vertilgt aber auch die Rebhühner, wie es unzählige Jäger und Landwirte einwandfrei feststellen konnten!

Darum zurück zur Natur! **Schutz jedem Geschöpfe in freier Natur, bevor es zu spät ist!**

Die gefährlichsten Feinde der Menschheit sind die Insekten! Den erbitterten Kampf zwischen Mensch und Insekt wird ganz bestimmt der Mensch verlieren, wenn durch »Tier und Vogelschutz« nicht rechtzeitig biologische Vorkehrungen getroffen werden!

Es ist hoch an der Zeit, dass man mit der »Raubzeugvertilgung« aufhört gegen die Natur zu sündigen, die ja nur jener »Schiesser« wegen besteht, welche die edle Jagd zum gemeinen Schiesssport herabwürdigen!

Es liegt im Interesse der gesamten Menschheit, dass die Rekordschiesser an Zielscheiben und Tontauben ihre Gelüste befriedigen!

Auch muss ich es als eine »grosse Lüge« bezeichnen, wenn im Interesse einzelner Massenmörder immer die Wichtigkeit der künstlichen Wildzucht aus »Volkswirtschaftlichem Interesse« hervorgehoben wird — so lange sich unsere landwirtschaftliche Viehzucht, gerade wegen mangelhaften Fleischabsatz in einer Krise befindet.

Dr. Axel Munthe sagt :

»Die Jagd, das ist etwas, mit dem jedes Land in Europa etwas zu tun hat. Denn Jagd wird »Sport« genannt. Und darauf ist man stolz !

Dazu könnte man sagen, wenn jemals das Prinzip des Sportes geschändet wurde, so ist es hier. Sport — heisst das nicht wagen, wetteifern, seine Kraft einsetzen und verlieren oder gewinnen ?

Aber was ist das für eine Ehre, auf ein mit Männern und Hunden zu Tode gezetztes Tier vom sicheren Hinterhalt aus zu schießen ? Ist das möglich ? Oder ist unsere Kultur, unsere Zivilisation nur ein betrügerischer Traum ?

Die Jagdlust als körperlicher Sport ist in der Regel nur ein täuschender Vorwand. In der Tiefe brüllt die Mordlust des wilden Tieres, von der Zivilisation zu unterbewußtem Instinkt gezähmt. Die Jagdlust ist ein tierischer Instinkt und als solcher unmöglich zu unterdrücken. Aber jedem seines Menschenranges bewußten Individuum kommt es zu, den Versuch zu machen, die Ausbrüche dieser Lust zu hemmen, ihnen entgegen zu arbeiten.

Einer Lust, welche wie ein Gespenst ist aus jenem Grab, in welchem die Stammeltern unserer Geschlechter ruhen. Einer Lust, die ein Gebrechen ist aus der wilden Kindheit unserer Rasse. Dieses, im grausamen Spiel vergossene Blut ist ein Schandfleck, der unsere, von den Mühseligkeiten des Tierlebens freigemachte und zu Menschen geadelte Rasse unter allen Umständen versuchen müßte, aus ihrem Wappenschild auszumerzen.«





INHALTSVERZEICHNIS.

Einteilung	5
Vorwort	7
Die Gemse	9
Das Murmeltier	23
Bären	31
Das Reh	41
Der Fuchs	50
Der Dachs	54
Der Hase	56
Der Fischotter	57
Der Edelmarder	61
Das Eichhörnchen	64
Waldhühner	66
Der Uhu	69
Der Habicht	71
Der Luchs	73
Der Wolf	79
Die Wildkatze	82
Das Schwarzwild	83
Der Steinadler	85
Wildtauben	90
Schwimmvögel	90
Die Waldschnepfe	91
Das Rotwild	92
Das Steinwild	101
Der Wisent	107
Schlusswort	113

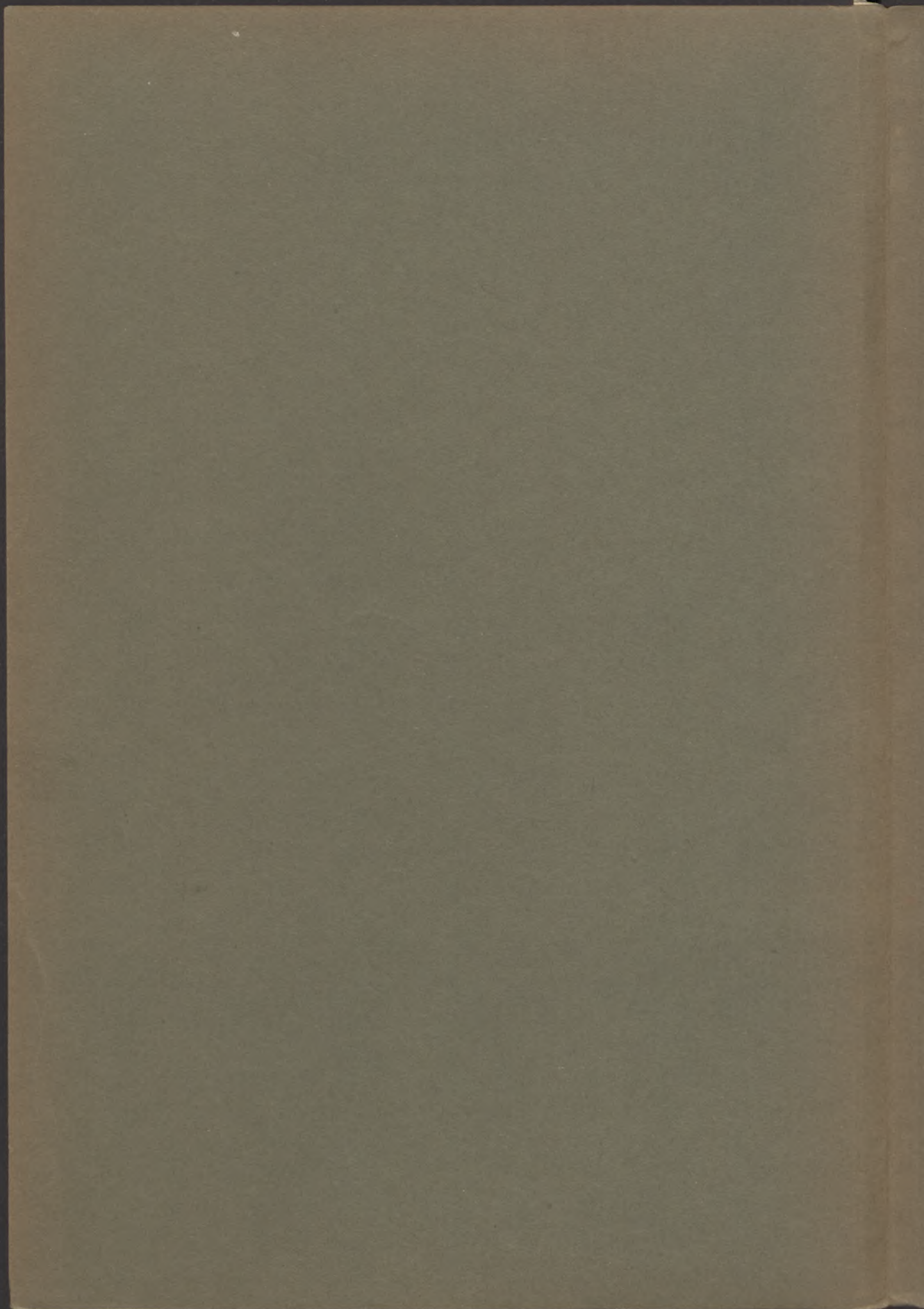


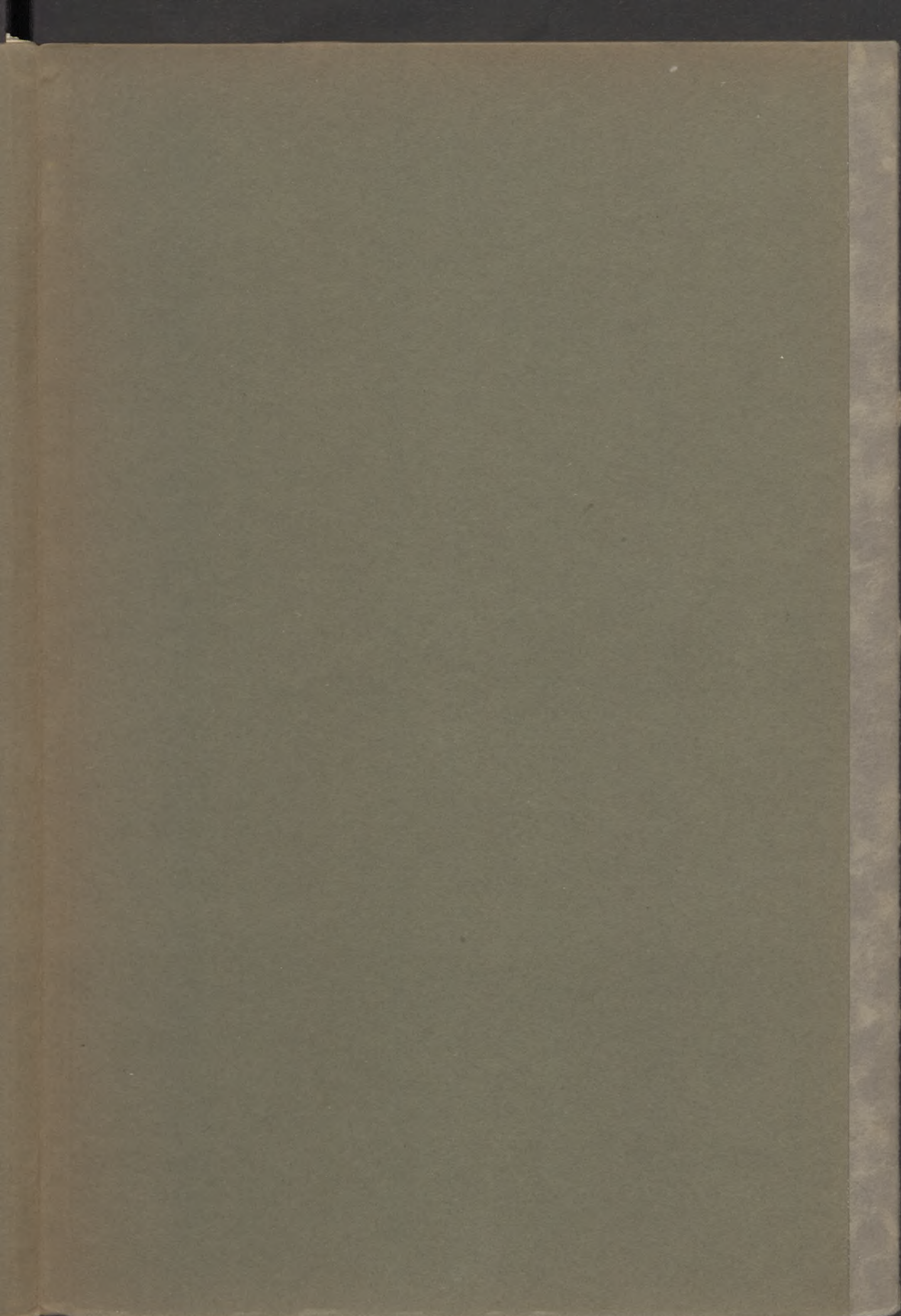
KÖNYVTÁR

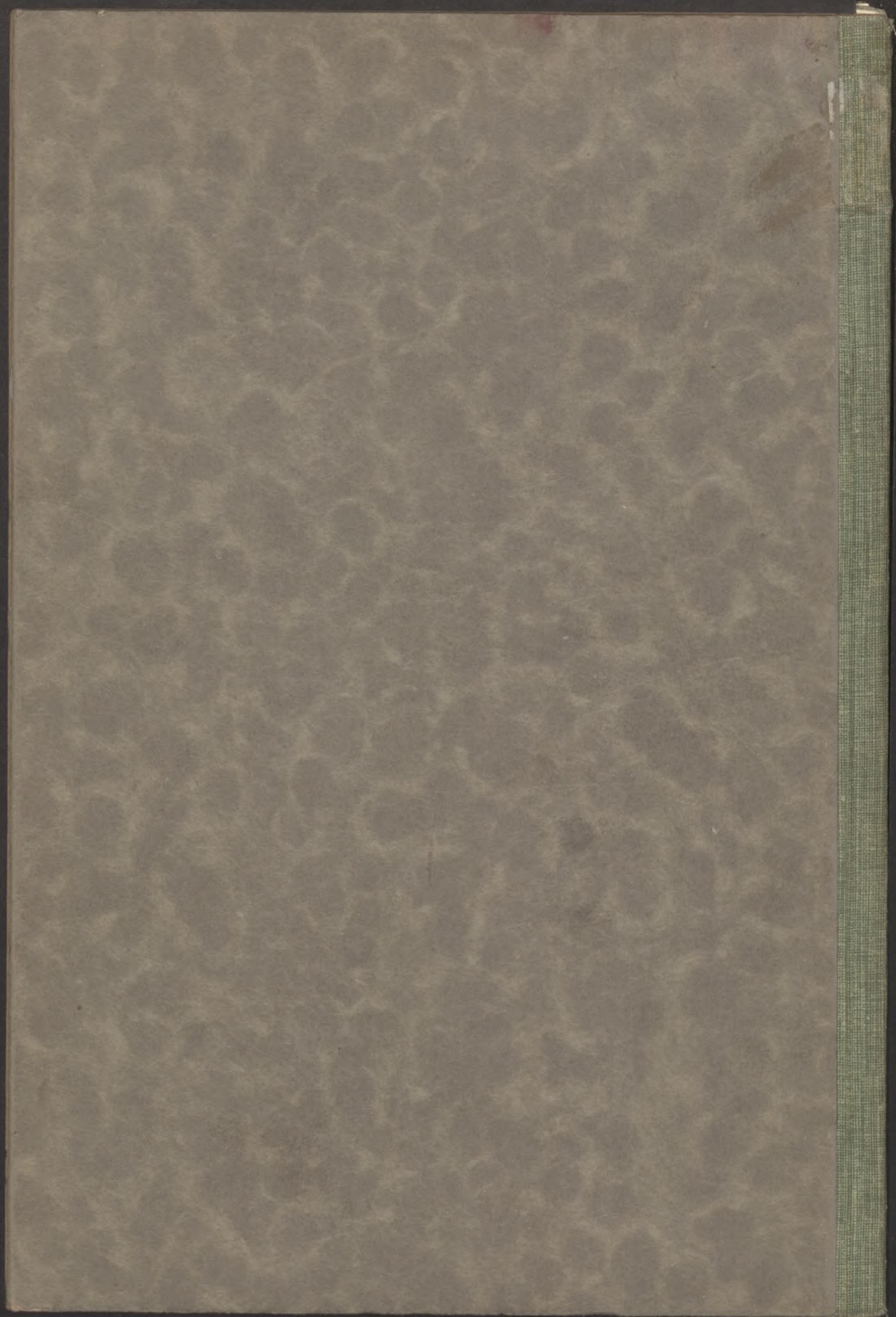
UNIVERSITY OF CHICAGO













Hochgeehrter Herr von Bethlenfalvy!

Ich habe Ihr Buch »Die Tierwelt der Hohen Tatra« mit dem allergrössten Interesse gelesen. Das ist lebendige Naturforschersarbeit, verbunden mit wahrer, warmer Tierliebe, die Tierschutz bedeutet! Ihr Buch muss weiteste Verbreitung finden, nicht nur in Jägerkreisen, sondern auch vor allem an höhere Stellen gelangen, die gesetzgeberisch von Einfluss sind.

Ihre immer wieder hervortretende Ansicht, dass der Mensch allein das Gleichgewicht der Natur stört, »ohne im Stande zu sein, das Zerstörte zu ersetzen«, entspricht voll und ganz meinen tierschützerischen Anschauungen.

»Schutz jedem Geschöpf in der freien Natur, bevor es zu spät ist!« Wie recht hat der Verfasser des mit so schönen Naturaufnahmen ausgestatteten wertvollen Buches!

Möchte dasselbe vielen Tierfreunden Freude bereiten, möchte es die Jäger veranlassen, den darin enthaltenen aufschlussreichen Erforschungen des Tierlebens im Wald und Feld grösste Beachtung zu schenken und massgebende Regierungsstellen zu weitgehendstem Schutz all unserer Mitgeschöpfe auffordern.

Seeshaupt, Ober-Bayern, den 11. 5. 1937.

Mit herzlichstem Tierschützergruss

Ihre ergebene

Gertrud Harrassowitz.

Fachschriftstellerin.

Sehr geehrter Herr Bethlenfalvy!

Ich habe das Werk gleich nach Erhalt gelesen und muss aufrichtig bekennen, dass ich von dem gediegenen Inhalt angenehm überrascht war, insbesondere über die offen ausgesprochene Richtigstellung anderer Forscher und Jagdschriftsteller. Ich bin nicht gewöhnt aus meinem Herzen eine Mördergrube zu machen und kann Ihnen nur meine Meinung offenbaren, dass Sie mit Ihren Feststellungen den Nagel auf den Kopf getroffen haben und die gesamte Jägerwelt Ihnen hiefür nie genug danken kann. Ich bin auch der Meinung, dass so mancher dieser »Auch-Forscher« über den Inhalt Ihres Werkes und die offene Meinung bezw. Feststellung an der Hand der Forschungen, nicht erbaut sein wird, das wird Sie aber gewiss nicht abhalten, Ihren geraden Weg fortzusetzen.

Ich danke Ihnen vom ganzen Herzen für Ihre Widmung und beglückwünsche Sie zu dem ausgezeichneten Werke.

Eisgrub, am 15. Mai 1937.

Mit dem herzlichsten Weidmannsgrusse verbleibe ich

Ihr stets und treu ergebener

Rudolf Pohl,

Schriftleiter der Fachzeitschrift »Jagdliche und kynologische Rundschau«.

Ernst Bethlenfalvy: Die Tierwelt der Hohen Tatra. Tierbiologische Studien aus freier Wildbahn.

Glühende Liebe zur Tierwelt und Leidenschaft zum Jagen im Sinne höchster Weidgerechtigkeit haben dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt zu einem Buch, das mit ausserordentlicher Fachkenntnis geschrieben ist und die grösste Beachtung verdient. Das jagdbare Wild, wie Wisent, Hirsch, Steinbock, Gams, Reh, die Wildhühner, Waldschnepfe, sowie die Raubtiere und Raubvögel der Hohen Tatra werden in ihrer Lebensweise, besonders bezüglich der Fortpflanzungsbiologie eingehend behandelt. Der Verfasser stützt sich hierbei in erster Linie auf seine eigenen, langjährigen Beobachtungen und Erfahrungen. Der Leser erfährt viel Neues, auch bezüglich der Wildpflege und Winterfütterung. Besonders beachtenswert ist der Hinweis, dass noch immer der Schaden des Raubzeuges weit überschätzt wird, dagegen sein grosser Nutzen durch Vertilgen der kranken und schwachen Tiere und des Fallwildes viel zu gering eingeschätzt wird. Dieser Nutzen ist nach dem Urteil des Verfassers bedeutend grösser als der Schaden durch Räuberei. Das Raubzeug sorgt für erbgesunden Nachwuchs und verhütet die Ausbreitung von Seuchen. Jedes Tier hat im Haushalt der Natur seine besondere Aufgabe. Der Marder ist der ärgste Feind des durch seine Nestplünderereien der Vogelwelt so schädlichen Eichhörnchens. Wo der Marder ausgerottet wird, wird daher der Singvogelbestand gefährdet. Warnend mahnt Bethlenfalvy die Jäger, niemals »ausrottend«, sondern stets nur »ausgleichend« in die Werke der Natur einzugreifen, eine Richtlinie fürs Weidwerk, die grösste Beachtung verdient! Das vortreffliche, ausserordentlich fesselnd geschriebene Buch hat für den Zoologen, den Jäger und jeden Naturfreund die grösste Bedeutung. Es gibt wertvolle Anregungen und eindrucksvolle Belehrungen für die Hege des Wildes und der Tierwelt überhaupt. Zahlreiche vortreffliche Fotos erhöhen noch den grossen Wert des mit grosser Fachkenntnis geschriebenen Buches.

Berlin, 10. V. 1937.

Friedrich von Lucanus.

Naturforscher.

Hodigeschätzter Herr v. Bethlenfalvy!

Wenn Sie auf Ihre freundliche Dedikation Ihrer verdienstlichen Schrift über die Jagdtiere der Hohen Tatra ein Urteil von mir haben wollen, so gebe ich dies um so lieber ab, als ich in Ihrer Schrift bis jetzt nur das Gefundene habe, was ganz mit meinen Ansichten übereinstimmt, ich kann es auch wohl verstehen, dass Sie sobald wie möglich mein Urteil haben wollen, ob schon es nicht meine Art ist, mein Urteil zu überstürzen und gleich damit heraus zu kommen. Ich kann das auch gar nicht, weil ich mit täglicher Arbeit zu sehr überlastet bin.

Ich habe in Ihrem Buche erst drei Kapitel gelesen, die Einleitung, den Fuchs und den Dachs. Alle drei haben mich voll und ganz befriedigt.

Das Sie über die Naturgeschichte des Fuchses so wahrheitsgetreu aufgedeckt und die ungeheuerlichen Überlieferungen aus den Naturgeschichtsbüchern ad absurdum geführt haben, ist ein nicht hoch genug zu bewertendes Verdienst von Ihnen. Der Fuchs ist lediglich Mäusevertilger und nur wenn und wo ihm diese Knapp werden, wendet er sich andern Wildarten zu. Ich habe immer den Jagdbesitzern den grotesk scheinenden Ausspruch getan, »wo viele Füchse sind, da ist auch viel Wild« — bin aber meist dem Hohn gelächter der Gilde damit begegnet. Jetzt freue ich mich dieselbe Ansicht bei Ihnen zu finden.

Eines haben Sie mir direkt aus der Seele geschrieben: »Die Beringung der Vogelfüsse ist nie ganz normal, die Natur duldet aber nur ganz normale Geschöpfe«.

Ich war nie ein Freund der Beringung und habe sie immer nur als eine Spielerei aufgefasst, wie ich die heutige übertriebene Beobachtungssucht auch nur als Spielerei auffasse.

Das ist wahrer jagdlicher Betrieb, wie Sie ihn mit der Büchse in der Hand an den Füchsen ausgeübt haben.

Hut ab vor solcher Leistung!

Bonn a. Rhein, den 25. Mai 1937.

Mit hochachtungsvollem Gruss

Ihr sehr ergebenster

Prof. Dr. A. Koenig,

Geheimer Regierungsrat,

Gründer und Leiter des grössten zoologischen Forschungsinstitutes und Museums in Deutschland.

Lieber Freund!

Ihr Buch gehört zu den fesselndsten Büchern, die ich gelesen habe. Man folgt Ihren Ausführungen mit Spannung und Vertrauen, denn man spürt auf jeder Zeile, dass man einen Kenner und zuverlässigen Berichterstatter vor sich hat. Mich freut natürlich besonders der stets wiederholte Hinweis auf die nicht zu missende Rolle des »Raubzeuges« in der Natur. Aber auch was Sie S. 44. sagen, dass die Jagd ein Privileg der Intelligenz bleiben soll, ist mir aus der Seele gesprochen. Ich kenne zur Genüge die Bauernschiesser und sonstige Jagdpächter, die nie Sinn für die grosse Natur gehabt haben und auf das Wild gerade so knallen, wie in der Schiessbude. Als ich auf einem Spaziergang auf einen solchen Schützen traf, der am Baum gelehnt da stand und ihn fragte, auf was er schiessen wolle, war die Antwort einfach: »Auf alles«. Also Schwarzspechte etc.

Wundervoll ist Ihre Gemsschilderung, ungemein anschaulich und zugleich dichterisch packend der Schluss von S. 17 und der Anfang von 18. Die ersten 3 Kapitel werden viele Naturforscher belehren. Von den beiden Arten der Bären habe ich mich ja selbst an den Schädeln überzeugen können. Es entspricht das zugleich auch der Ausbildung und Veranlagung der Menschenrassen im Norden und in der Mitte von Europa. Gerade so ist es beim Rind, beim Habicht und bei anderen.

Sehr gefesselt haben mich Ihre Fuchserlebnisse in Parno! Wenn nur die Leute auf solche Erfahrungen hören würden! Der Dachs wird bei uns geschont, den gibt es hier noch überall. Die Holtaube, die als ich als Student nach Freiburg kam, überall in den Wäldern zu hören war, ist nun auch hier fast überall verschwunden, ebenso die Waldohreule. Es wird jetzt eben arg mit dem Abholzen der alten Stämme vorgegangen.

Auch die Bilder Ihres Buches sind sehr aufschlussreich. Das einzige, das ich noch dabei hätte, wäre immer die Jahreszahl der Aufnahmen. Man könnte sich da über die Geschichte der Tatra-tiere ein noch anschaulicheres Bild machen.

Ich muss nun jetzt zu einem Verlag nach Wiesloch bei Heidelberg und will Ihnen den Brief abschliessen. Ein weiteres über Ihr Buch wird folgen. Durchgesehen habe ich das ganze, aber solch ein Werk muss man wiederholt lesen, und das ist für mich noch ein besonderer Genuss, weil ich mich in Ihre schöne Heimat versetzt fühle, die ich lieb gewonnen habe.

Freiburg i. Br., 15. V. 37.

Mit herzlichsten Grüssen

Ihr Dr. Konrad Guenther.

Universitäts-Professor der Zoologie

Fachkritiken

über das Werk »Die Tierwelt der Hohen Tatra«, tierbiologische Studie aus freier Wildbahn von Naturforscher Ernst Bethlenfalvy.

»Nach vierzigjähriger, beharrlicher Beobachtung der geschlossenen Jagd fauna der Hohen Tatra, dieser leuchtenden Perle im Waldkranz der Karpathen, behandelt der als Biolog und Jagdschriftsteller rühmlich bekannte Verfasser die in der Naturkunde so hochinteressanten und eigenartigen Lebensgewohnheiten der rassigen Wildarten in der Hohen Tatra, die bisher noch in keinem wissenschaftlichen Werk veröffentlicht wurden. Ein biologisches Brevier für Naturforscher, Freunde der Natur, Professoren, Lehrer und naturverbundene Jäger. Zahlreiche naturgetreue und fesselnde Lichtbilder erleichtern das Studium dieses inhaltvollen Werkes und verschönern das Buch, das auch in seiner äusseren Form sehr gefällig ausgestattet ist«.

Ein herzl. »Weidmannsheil!« als Geleit auf allen seinen Wegen!

Bratislava-(Pressburg), am 9. Mai 1937.

Franz Rössler-Rauhried,

Oberst, Jagdschriftsteller.

Sehr geehrter Herr von Bethlenfalvy!

Ich danke Ihnen herzlichst für die Übersendung Ihres Prachtwerkes, das ich mit grossem Interesse gelesen habe. Es gab mir und meinen Mitarbeitern wertvolle Anregungen. Ich werde nicht verfehlen, Ihr ausgezeichnetes, von tierfreundlichem Geist erfülltes Buch eingehend im »Tierfreund« zu besprechen.

Auch im österreichischen Tierschutzkalender oder im Rahmen einer anderen Publikation haben wir die Absicht, ein oder das andere Kapitel, bzw. Zusammenstellungen aus den einzelnen Kapiteln zu veröffentlichen, falls Sie, als Autor, hiezu uns die Genehmigung geben.

Auch für Ihre freundliche, mich ehrende Widmung sage ich Ihnen meinen wärmsten Dank.

Wien, am 11. Mai 1937.

Mit den besten Grüssen und vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebener

Hofrat Dr. Eduard Melkus,

Präsident des Verbandes österreichischer Tierschutzvereine.

Hochgeehrter Herr Bethlenfalvy!

In erster Reihe meinen besten Dank für das mir freundlichst gewidmete Exemplar Ihres hochinteressanten Buches über die Jagd-fauna der Hohen Tatra.

Schon Ihre Artikel über dasselbe Thema in »Slovenské poľov-níctvo« haben es mir angetan und bin seitdem ganz anderer Ansicht und Meinung über die Daseinsberechtigung des sogenannten Raub-wildes, dessen ich, mit Ausnahme des Bären, bis dahin geschworener Feind war. Zwar habe ich nie ein Tier in Eisen gefangen und solche auch nie geduldet in meinem Reviere, auch nie ein angekirrtes Wild geschossen und mir zugekommene Einladungen auf mit Ku-kurutz angekirrte Wildschweine abgeschlagen, da es mir unweid-männisch vorkam ein solches auf solche Weise zu schießen, auch habe ich nie einen Fuchs oder Dachs ausgegraben, oder ausgraben lassen, doch habe ich, mit Ausnahme unserer grossen Raubvögel, alles Raubwild bis dahin ohne Gewissensbisse geschossen, was seit Be-kanntnahme Ihrer Theorie aufgehört hat und habe mich durch diese bekehren lassen.

Bin zwar kein Naturforscher, habe mich nie in diese schönste der Wissenschaften so vertiefen können, doch bin ich ein begeisterter Liebhaber und Schwärmer der Natur und habe auch schon bevor ich durch Ihre Theorie bekehrt wurde, oft über dieses Thema nachge-dacht und bin auf das Resultat gekommen, dass der ärgste Feind des Wildes im Homo sapiens, besser insipiens zu suchen ist.

Also über alles Raubwild, welches bei uns einheimisch ist, wäre ich vollständig durch Ihre Theorie bekehrt und dulde sogar die mir gut bekannte Fischotterfamilie in dem Forellenbache meines Revieres, was ich vordem sicher nicht getan hätte.

Habe daher auch Ihr neues Buch mit wirklicher Freude und Vergnügen gelesen und werde oft dazu zurückkehren.

Besten Dank für Ihre anerkennenden Worte dem Zemský Sváz. Wir, denen die göttliche Natur und alle die Geschöpfe, welche sie beherbergt und durch die wir eben zur Ausübung unserer ange-borenen Passion, besser Leidenschaft, der edlen Jagd kommen kön-nen, am Herzen liegt, werden auch in der Zukunft unser Möglich-stes tun, um sie für unsere Nachkommen zu bewahren und wenn möglich noch heben. Es geht zwar sehr langsam, da die Nachkriegs-jahre uns sehr abhold waren, aber beim guten Willen ist uns doch schon vieles geglückt, und hoffe noch vieles erreichen zu können.

Auch dem Raubwilde, sogar den Wildschweinen haben wir ja schon eine kurze Schonungsfrist angedeihen lassen, die grossen Raubvögel sind ganz geschont, also Schritt für Schritt nähern wir uns unserem Ziele.

Nun aber nochmals besten Dank für Buch und Brief, beson-ders aber dafür, dass Sie mich in die Geheimnisse der Natur ein-geweiht und meine Augen richtig sehend gemacht haben!

Bratislava, am 10. Mai 1937.

Mit herzlichen Grüssen und Weidmannsheil

hochachtend

Dr. Igor Dufa,

Vizepräsident des Landesamtes,
Präsident der Jagdschutzvereine der Slowakei.

Ernst Bethlenfalvy: Die Tierwelt der Hohen Tatra. Tierbio-logische Studien aus freier Wildbahn.

Ein für unsere Verhältnisse überaus schön ausgestattetes Büchlein erschien aus der Hand eines wirklichen Naturkenners, der sein ganzes Leben den Studien und wissenschaftlich sorgfältigen Beobachtungen des Wildes der Hohen Tatra gewidmet hatte.

Der Verfasser behandelt in kurzen Artikeln die jagdlich wich-tigen Säugetiere und Vögel seiner heiss geliebten Tatra. Er behan-delt sie aber weniger als Jäger und Züchter sondern als Zoologe, dem in erster Linie die Biologie dieser Tierwelt interessiert. Mit grossem Interesse werden die Fachleute die verschiedenen neuen und hochinteressanten Korrekturen der in der wissenschaftlichen Literatur herrschenden und unrichtigen Angaben lesen.

Unklare Fragen aus der Lebensweise des Bären, des Mur-meltieres, des importierten Steinwildes, u. s. w. werden hier auf Grund langer Erfahrung besprochen und richtiggestellt. Was mir besonders wichtig erscheint, ist die Tatsache, dass hier zum erstenmal überhaupt das Schicksal und der jetzige Stand der seltenen Tiere der Hohen Tatra von einem ortskundigen Fach-mann beschrieben werden, so dass endgültig die in der zoo-logischen Literatur zirkulierenden unrichtigen Angaben über die Tierwelt der Tatra beseitigt werden. Das Buch ist aber nicht eine trockene Beschreibung der Tierwelt, sondern vielmehr ein heis-ser Appell eines enthusiastischen Naturfreundes und -schützers, der alle, die mit der Verwaltung der Hohen Tatra zu tun haben, über-zeugen will, dass die Natur sich ohne der menschlichen Hand selber am besten verwaltet. Es gibt kein wirklich schädliches Tier, das vielleicht die Ausrottung einer anderen Tierart verursachen könnte. Die Lebensweise aller Naturgeschöpfe der Tatra spielt eine glänzende Harmonie, die besonders die modernen Jagdzüch-ler nicht verstehen. Das Nutzwild und die Raubtiere lebten Jahr-tausende ruhig beisammen ohne das irgendeine Wildart ausgerottet würde. Nun will man es besser machen. Daß ist aber ganz falsch. Bethlenfalvy zeigt überzeugend, dass jeder menschliche Eingriff in die Naturverhältnisse nur Schaden und Verwirrung in die tatrische Tierwelt gebracht hat.

Ein jeder von unseren Jägern und Forstbeamten sollte dieses Buch lesen. Nicht nur diejenigen, die in der Tatra leben, sondern ein jeder, der mit der Natur etwas zu tun hat.

Praha, am 20. Mai 1937.

Dr. Jul. Komárek

Universitäts-Professor der Zoologie
Fachreferent des »Internationalen Jagdrates«.

Die Tierwelt der Hohen Tatra. Ein Werk des Natur-forschers Ernst von Bethlenfalvy.

Fehlte bis jetzt eine wissenschaftlich gut ergründete Beschreibung des Wild- und Vogelvorkommens der Hohen Tatra, so ist mit dem vorliegenden Werk diese Lücke reichlich ausgefüllt worden.

Die Bedeutung dieser Monographie mit ihren ausgezeichneten Lichtbildern liegt aber nicht in der Aufzählung der dort vorkommen-den Lebewesen, sondern vorwiegend darin, daß sich endlich ein Naturfreund, Jagdzoologe und Weidmann gefunden hat, der auf Grund der jahrelangen Beobachtungen und Erfahrungen, frank und frei jene Maßnahmen aufzählt, die fast zum vollständigen Verschwinden und zur Ausrottung des sogenannten »edlen Raubzeuges« geführt und dadurch zur Verödung dieses herrlichen Gebirgsmassivs we-sentlich beigetragen haben.

Jede Epoche hat ihre Grundsätze und Anschauungen. Man kann daher ein Jagdgesetz oder jagdliche Regeln früherer Zeiten nicht als unweidmännisch bezeichnen, wenn sie eben mit den Ansichten der modernen Weidgerechtigkeit nicht übereinstimmen. Erhöhter Sinn für Jagdkultur, Vervollkommnung der Waffen und Zunahme der jagdlichen Liebhaberei haben nunmehr mit den früheren An-schauungen gründlich gebrochen und es haben sich die Begriffe von Weidgerechtigkeit bedeutend geändert, um in den modernen Jagd-gesetzen ihren wirksamen Niederschlag zu finden.

In dieser neuerschienenen Monographie begrüße ich aber ganz besonders die glänzende Art des Verfassers, wie er auf Grund genauer vieljähriger Beobachtungen eine Lanze für das »Raubzeug« bricht. Er weist genau nach, wie die Schöpfung jedem Säugetier und jedem Vogel sein Lebensrecht im Haushalt der Natur zuweist und scheinbar sehr schädliche Vierfüssler ihre ganz besondere Be-stimmung auf dieser schönen Erde zugewiesen erhielten.

Ich als langjähriger Verfechter dieser Theorie begrüße auf das wärmste diese Monographie, weil sie durch die Absage an Schlag-eisen und Gift statt Roheit und Gewissenlosigkeit einen warmen und vornehmeren Ton in die sogenannte Raubzeugvertilgung bringt. Die allgemeinen und besonderen Schlüsse Bethlenfalvys bezüglich der notwendigen Erhaltung des sogenannten Raubzeuges bezieht er zwar nur auf die Hohe Tatra, doch wäre es sehr zu empfehlen, wenn dieser Mahnruf auch in allen Jagdgebilden Eingang finden würde. Jedem Jagdverein und Jägersmann sei dieses Büchlein emp-fohlen, damit auch hier in unseren Bergen Bethlenfalvys Theorien Eingang finden mögen und nicht wie dies 1935 im Gurarocer Ge-birge der Fall war, wo gleich vier Steinadler in einem Winter im Eisen ein grausames, klägliches und erbärmliches Ende fanden.

Wo kommen wir hin, wenn in jedem Jagdverein derartige Verbrechen an unseren edelsten Vertretern der Vogelwelt oder durch Gift an unseren der Landwirtschaft so nützlichen und sympathischen Fuchs oder der Wildkatze begangen werden, wie dies leider noch immer der Fall ist.

Dem Verfasser der vorgenannten Monographie einen herzli-chen Weidmannsgruß.

Sibiu (Hermannstadt), 26. Mai 1937.

Oberst August von Spiess
königl. rumän. Hofjagddirektor.

Ernst Bethlenfalvy: »Die Tierwelt der Hohen Tatra«.

Ernst v. Bethlenfalvy, dessen objektiv-kritische Naturbetrach-tung eine seltene Beobachtungsgabe verrät, ist dem Naturforscher und Naturfreund nicht fremd. Knorrig, offen aus der Seele gesprochen und dennoch voller Liebe zu Tieren ist sein Wort. Wie in seinen früher veröffentlichten Arbeiten über die Erforschung und den Schutz der Natur, so hat v. Bethlenfalvy auch in seinem neu herausgege-benen Werk über »Die Tierwelt der Hohen Tatra« es verstanden, die tieferen Geheimnisse der Natur uns näher zu bringen. Er führt uns in anmutiger Sprache in den Dom der Schöpfung, zu den hei-ligsten Gütern der Natur, durch Wald und Flur, in die schaurigen Schluchten seiner heimatlichen Berge, hinauf zu deren berausenden Höhen, und lässt uns mit sich die naturwild lebende Tierwelt der Hohen Tatra belauschen. Man möchte gleichsam sagen: »ein lebendes Buch!« Der Gelehrte gründet seine Forschungsergebnisse nicht allein auf die Beobachtung und Untersuchung von Einzelercheinungen im Haushalt der Natur, sondern stützt sich auf deren miteinander ver-kettete Gesamtheit. Die Natur, schreibt von B., kennt in ihrem Haushalt nützliche und schädliche Geschöpfe nicht. Alle die Tiere, die in der Literatur der Naturlehre vielfach als Schädlinge ange-sprochen worden seien, wie z. B. der Bär, der Fischotter, der Marder, der Luchs, der Adler und Uhu, nennt der Forscher sehr treffend die Sanitätsgehilfen der Natur, ihr Raub ist deren natür-liche Pflicht, zum Schutze der Natur! Nur dort, wo die freie Wildbahn dem kulturellen Einfluss schon zu weit erlegen ist und der Degeneration viel, dort können Raubtiere schaden. Sein Ein-wand, den von B. gegen die Vogelberingung macht, wird bei all denen Anklang finden, die sich gegen den Massenfang von Vögeln und gegen das Ausheben von Nestvögeln wenden, sofern dies zu Beringungszwecken mit keinem anderen Ziele geschieht als dem: »es wird schon etwas dabei herauskommen«. Von Bethlenfalvy's mühevollen Lebensarbeit werden nicht nur die Naturforscher und -Freunde der Gegenwart zu schätzen wissen, sondern wird ihm auch von der Nachwelt mit Dank noch vergolten werden.

Landshut, 13. V. 37.

Alex Stimmelmayer.

Leiter der »Rassen- und Siedlungsbiologische Versuchsstelle
zur Erforschung des Vogelzuges«, Landshut-Bayern.

Bethlenfalvy Ernst: Die Tierwelt der Hohen Tatra.

Laien, Touristen wie Naturfreunde, und Fachleute, Jäger wie Naturwissenschaftler, werden ihre Freude haben an den reich illu-strierten Darstellungen des mit einem seltenen Scharfblick begabten Autors. Das Buch füllt bereits die Lücke aus, die in dem Mangel einer zusammenfassenden zoologischen Bearbeitung des Tatragebietes besteht, in' dem es die wichtigsten Fragen der Naturgeschichte der einzelnen Wildarten behandelt. Die Jagdafauna der Hohen Tatra wird in vier Gruppen gegliedert und nacheinander besprochen.

Der Verfasser will auf Grund seiner neuen oder in der früheren Naturgeschichte zu wenig gewürdigten Beobachtungen hauptsächlich auf die Fehler hinweisen, die die biologische und be-sonders die Jagd- und Forstliteratur enthalten und die die Haupt-schuld an der noch so mangelhaften Jagdgesetzgebung tragen. Vor allem wird die Vernichtung der Raubtiere in ein anderes Licht ge-rückt. Denn wie jedes Lebewesen so hat auch das Raubzeug seine ganz bestimmte Bedeutung im Haushalt der Natur. Wo es der Mensch auszurotten sucht, stört er dieses Gleichgewicht, er unterbindet den von den Raubtieren ausgeübten »Sanitätsdienst« — der Wildbestand entartet und kann schliesslich Seuchen zum Opfer fallen.

Wird der Jäger besonders durch die Beobachtungen im An-drassy-schen Fuchsrevier Parno oder durch die Darstellung der Gehörnbildungen bei Tatrarehen oder des Schicksals des einge-führten Steinwildes gefesselt, so interessiert den Zoologen vor allem die Frage der Rassenbildung bei den Bären und die Lebens-weise der Murmeltiere in der Tatra — wurde doch erst in den letzten Jahren in der zoologischen Literatur behauptet, dass das Murmeltier in den Karpathen völlig ausgestorben sei!

Indem das Buch den Leser mit dem Wild der Hohen Tatra vertraut macht, wird es zugleich dazu beitragen, diese reiche Tier-welt auch noch kommenden Generationen zu erhalten. — Es ist das Werk eines grossen Karpathenjägers, in dem jede Zeile die enge Verbundenheit und Liebe des Verfassers zur Natur und besonders zu seiner urwüchsigen heimatlichen Tierwelt fühlen lässt.

Görlitz (Schlesien), 18. V. 1937.

Dr. Helmut Schaefer,
Naturforscher.